

Das Denkmal eines Lebens
muß kein Grabstein sein

S e e l e n l a n g

von

Uwe Ewald

Dresden 2006

PROLOG	1
1 - IRRWEG UND HOFFNUNG	3
2 - EIN SELIGER TRAUM	9
3 - SELBSTFINDUNG UND SCHEIDEWEG	19
4 - LEBEN	27
EPILOG	45

PROLOG

In den Tiefen meiner Erinnerung gibt es eine Abfolge von Bildern, die ich nicht mehr vergessen kann. Unvermittelt tauchen sie auf, aber sie quälen mich nicht und ich habe gelernt, sie auch als Symbol zu begreifen.

Die Bilder reihen sich aneinander zu einem Weg. Einem Weg, den zu gehen mir nicht erspart blieb und um den ich doch froh bin, weil ich ihn vorher nicht kannte. Er führte durch kalte, verwinkelte Flure, in denen die Schritte verhallten wie ferne Gedanken, deren zurückbleibende Wärme mich schützend umhüllte. An seinem Ende lag Stille. Ich stand vor einer Tür, die für mich keine Barriere mehr war. Sie zu öffnen bedeutete Abschied und Anfang zugleich. Dieser Weg führte mich zu meiner Mutter.

Man sagt, nie wieder sind sich ein Kind und die Mutter so nah, wie im ersten Jahr. Aber wir waren es noch einmal. In ihrem letzten. Wir fanden nach einer langen Zeit des Entfernlebens einen Weg zueinander, den wir unter normalen Umständen wohl nicht beschritten hätten, auf den wir uns praktisch gezwungen sahen. Und doch waren wir dankbar dafür, denn das würde immer Bestand haben, selbst über den Tod hinaus. Ich hatte meine Mutter verloren und eine wunderbare Erfahrung gewonnen. Eine Erfahrung, viele Monate mit ihr geteilt, die nun die Lücke füllt, welche nach ihrem Tode sich auftat.

Der Krebs wurde im März 2002 an ihrer Bauchspeicheldrüse bemerkt. Unklare zwanzig Millimeter als Zufallsprodukt. Die Untersuchung galt einem anderen Leiden, unter dem Mutter seit sechs Jahren litt.

Nach einem schier endlosen Ärzteverschleiß, schon abgestempelt als eingebildete Kranke, stand ihr die Heilung endlich bevor - und dann diese Nachricht! Der Zeitpunkt konnte nicht unpassender und nicht passender sein. Die Ärzte drängten; noch schien nichts verloren. Zusammenhalten war jetzt gefragt, zurechtfinden schwierig.

Weitreichende Entscheidungen wurden plötzlich verlangt. Doch worauf mußten wir achten und was kam als nächstes? Wir fühlten uns nach jeder Entscheidung befreit, waren sicher, es richtig zu tun und haben Fehler gemacht.

Das nachträgliche Verstehen der Dinge, die man nicht mehr ändern kann, ist bedrückend. Es bleiben Zweifel um das Was-wäre-wenn. So hing der vielleicht größte Fehler mit denen zweier Ärzte zusammen. Einer unvollkommenen Operation schloß sich ein schlechter Rat an, den wir befolgten, weil wir uns leichtfertig der Hoffnung hingaben. Wie konnten wir so gutgläubig sein? Manche Fragen entstehen erst heute. Das späte Verstehen birgt aber auch Chancen, das Gute zu sehen, festzustellen, ob Mutters Leben durch unser Handeln erträglicher wurde, was richtig war an unserem Tun. Auch aus heutiger Sicht.

Sie gab das Ziel vor, und gemeinsam fanden wir einen Weg. Die Gewißheit, ein Problem, eine Last nie ohne mein Zutun anpacken zu müssen, beruhigte sie. Das Meistern von Schwierigkeiten half, Tatsachen zu akzeptieren, das Unausweichliche machte ihr keine Angst. Sie hatte ihren Seelenfrieden gefunden. Diese innere Ruhe ermöglichte Mutter ihren schwersten Entschluß. Für das Erträgliche und Akzeptable hat jeder seine eigenen Grenzen, und ich stellte ihre Ansichten vor meine. Also entschied sie sich für das Sterben, um noch so gut es ging leben zu können. Wir wollten es so, denn sie war meine Mutter. Die Bilder sinken in die Tiefe zurück, ich spüre Wärme und Frieden und sehe vor mir ihr liebes Gesicht.

1 - IRRWEG UND HOFFNUNG

Meine Mutter war schön. Wenn menschliche Schönheit einem warmen Herzen und einer fröhlichen Seele entspringt, kann ich für sie kein treffenderes Wort finden. Meine Mutter war stark. Weil es ihr gelang, mit dem tödlichen Aufruhr des Körpers wissend und geduldig zu leben, will ich sie anders nicht nennen. Ich entdeckte meine Mutter auf einem Bild inmitten unbekannter Gedanken. Ein älteres Foto. Es barg für mich keine Erinnerung, aber Stoff zum Nachdenken in Fülle.

Vor einer grünen Landschaft sitzt sie mit aschfahlem Gesicht. Da ist fast kein Unterschied zu den weißgrauen Haaren, auch die Lippen sind weiß. Ihre braunen Augen blicken unendlich müde und der Körper scheint hilflos zusammengesackt. Was für ein Gegensatz zu allem Gewohnten, von ihrer typischen Lebenslust und Energie keine Spur. Auf der Rückseite des Fotos steht in ihrer Handschrift 'Attacke'. Die eigenartigen Anfälle hatten ihr schwer zu schaffen gemacht. Das Rätsel darum war mittlerweile gelöst, und doch ließ mich die Aufnahme nachdenklich werden. Mir fehlten die Eindrücke jener Zeit, wie ich Mutter damals erlebte.

Sie führte ihr Leben, ich lebte meines und manchmal berührten sich unsere Wege. Familienfeiern, Telefonate. Ich erinnere mich nur an eine kurze Zeit größerer Nähe. Meine Eltern waren mir nach Dresden gefolgt, als eine Krankheit Vater zum Pflegefall werden ließ. Die Betreuung forderte Mutter neben der Arbeit viel ab, ohne daß ich je das Gefühl hatte, sie käme damit nicht zurecht. Das änderte sich, nachdem sie in den Ruhestand ging und mein Vater unerwartet verstarb.

Ich denke, das wirkte auf mich wie ein starker Impuls. Solange sie das Alleinsein verfluchte, stand ich ihr zur Seite. Wir trafen uns oft, erledigten das meiste gemeinsam oder führten am Telefon lange Gespräche. Das tröstete und half, weiterzuleben. Allmählich konnte sich Mutter an dem, was sie tat, wie früher erfreuen. An gutem Essen, an Wanderungen im reizvollen Umland der Stadt, und mit Hingabe hörte sie klassische Werke.

Mit Vater war sie in guten Tagen gerne gereist, jetzt entdeckte sie das Reisen allein. Aus ihren Unternehmungen schöpfte sie Kraft, aus Trauer wuchs Zuversicht.

Sie begann, neu zu leben. Das Maß unserer Nähe normalisierte sich wieder.

Durch die Erkenntnis dieser vertraulichen Phase habe ich eine Einsicht gewonnen: Mutter brauchte schon vor dem Krebs meine Hilfe, ich hatte es nicht begriffen und sie beließ es dabei. In normalen Zeiten kamen wir nicht über die übliche Mutter-Sohn-Beziehung hinaus. 'Normal' und 'üblich' sind nützliche Worte; man kann eigene Defizite dahinter verbergen. Das taten wir beide.

Vereinzelt berichtete Mutter mir von den Attacken, und als trotz mehrerer Anläufe kein Arzt einen Rat wußte, teilte ich ihre Bedenken. Daß es jedoch keine simple Erkrankung war, sie wegen der Unklarheiten zu leiden begann, verschwand für mich unter dem wachsenden Berg eigenen Übels. Ich fühlte nicht den hohen Stellenwert ihrer Sorge. Der Impuls blieb aus und Mutter trug dazu bei.

Wir redeten recht kurz über ihre Probleme, aber lang und breit über meine. Sie besaß ein feines Gespür, drang in mich und erfuhr, wie mein selbständiger Job nach und nach aus dem Ruder lief, warum mit der Ehe nicht alles zum besten stand, und daß ich neuerdings ein Blutproblem hatte.

Sie legte sich falsche Zurückhaltung auf und war einfach meine treusorgende Mutter. Hielt mir den Rücken frei, anstatt Hilfe zu fordern, war mehr für mich da, als ich für sie.

Sind das Mütter für ihre Kinder nicht immer? Meiner Selbstfixierung kam es entgegen. Normal? Eher armselig.

Wäre sie doch weniger rücksichtsvoll, sondern auch egoistisch gewesen, hätte mich beizeiten zum Handeln gezwungen, als daß es später die Umstände taten. Wir hatten die damit verbundenen Chancen verpaßt.

Beim Gedanken an die Lösung des Attackenproblems, die verlorene Zeit, wird mir heute noch heiß!

Verantwortlich für die Anfälle war ein Nebennierentumor, ein Phäochromozytom. Genau dieses Wort steht im Schlußbericht eines Krankenhausaufenthaltes, dessen Ziel im Aufspüren des Auslösers der Attacken bestand.

Man zog ein solches Gebilde als Ursache erst in Betracht, verwarf das dann aber mangels klinischer Anhaltspunkte, erwog noch eine Punktion und beendete die Untersuchung erfolglos. Die Punktion wollte Mutter vermeiden, weitere Testmethoden bot man nicht an. Sechs Jahre (!) vergingen, ehe ein anderer Arzt anhand der immer noch gleichen Symptome und Bilder ebenfalls auf ein Chromozytom tippte und man den Verdacht mit einem Sammelurintest bestätigte.

Einfacher ging's nicht. Die Nebenniere stieß unter dem Einfluß des Tumores unkontrolliert zu viel Adrenalin aus, der Blutdruck schoß hoch, die Attacke nahm ihren Lauf. Eine Operation würde das Problem lösen.

Ich hatte Mutter nie nach der Anzahl der von ihr konsultierten Ärzte gefragt. Sie wird nicht gezählt haben. Aus Gesprächen und ihren gesammelten Werken weiß ich von mehreren Hausärzten, Spezialisten und Heilpraktikern, die stets von vorn und ohne Erfolg den eigenen Hypothesen nachforschten, Kanülen in ihre Venen und an ihnen vorbei stachen, Endoskope in sie hinein stopften, Geräte und Heilwässerchen ausprobierten, obwohl Mutter ihnen die Ergebnisse ihrer Vorgänger antrug. Viel Ego, wenig Aufmerksamkeit.

Ja, kaum einer äußerte am Ende seines Lateins anstelle von psychosomatischen Ausflüchten ein wenig Verständnis für ihre Situation, die zunehmend hoffnungslos wurde.

Mich unterstützend in die Odyssee einzubeziehen, kam uns lange nicht in den Sinn. Mit nicht einem der Mediziner hatte ich einmal gesprochen, und sie zeigte mir keinen der Untersuchungsberichte. Wir verharrten in unserer parallelen Beziehung. Bis zu dem Punkt, der mir endlich einen Impuls gab. Ich saß mittlerweile selbst in der Tinte. Die Ehe stand vor dem Ende, meine Firma war insolvent und aus Verbindlichkeiten wurden persönliche Schulden. Ob mich mein Dilemma sensibler machte, kann ich nicht sagen.

Jedenfalls jagte mir ihre Not bei einem meiner Besuche einen gehörigen Schreck ein. Wir redeten über die Verkleinerung ihrer Wohnung, als sie schlagartig blaß wurde und schwieg. Eine derartig starke Attacke hatte ich zuvor nicht erlebt. Herzrasen, lähmende Schwäche. Zwanzig Minuten lang oder mehr.

Das ertrug meine Mutter wieder und wieder?! Sie wollte von Ärzten und Krankenschwestern, von Spiegelungen und Blutentnahmen längst nichts mehr wissen.

Doch ich kannte einen internistischen Onkologen, dem stellte ich sie am nächsten Tag vor. Seine Kompetenz und nicht zuletzt seine Art, Arzt zu sein, machten ihn für Mutter zum Glücksgriff. Er empfahl die Untersuchung des Sammelurins und wurde zu ihrem Vertrauensarzt, ihrem Doktor.

Wir hätten durch ein bewußteres Miteinander, durch Nachfragen und nicht abspesen lassen, den Ärzten viel früher mehr abverlangen können und müssen. Das begannen wir, zu verändern.

Sprach Mutter mit einem Arzt, so stellte ich fest, fehlte ihr das nötige Selbstvertrauen. Sie meinte, - als 'einfache Verkäuferin'- Fragen schlecht formulieren zu können, begnügte sich zu oft mit der ärztlichen Meinung, hielt ihre Gedanken meistens zurück. Mit meiner Verstärkung klappte das Mitreden besser, und Mutter hatte den ersten egoistischen Einfall. Ich sollte sie von jetzt an zu den Ärzten begleiten. Nur zu!

Wir überlegten uns schon vor den Terminen wichtige Fragen und erschienen als gut vorbereitetes Team. Wie die Ärzte das annahmen, schuf Sicherheit. Mutter faßte bald Zutrauen, fragte und redete ohne Scheu selbst. Sie saß nicht klein und allein dem Arzt gegenüber, sondern wurde zum Mittelpunkt des Gespräches, zu zweit erfaßten wir mehr Informationen, und auch das Verständnis zwischen ihr und dem Arzt konnte sich so verbessern. Beim Doktor hatte das funktioniert.

Im Vertrauen auf seinen Rat zog Mutter für die maßgeblichen Untersuchungen einige Tage ins Krankenhaus. März 2002.

Die gründlichen Tests, die letztlich das Chromozytom entlarvten, erbrachten als Zugabe einen zweiten Befund. Raumforderung am Pankreaskopf. Für spürbare Auswirkungen mit zwanzig Millimetern zu klein und nicht eindeutig bösartig, aber vermutlich.

Ungläubigkeit unsererseits! Das konnte nicht wahr sein! Mutter war richtig verärgert. Sie zweifelte an den Fertigkeiten des Ultraschallspezialisten. In allen bisherigen Berichten wurde die Bauchspeicheldrüse als normal, ohne Beanstandungen beschrieben, und die letzte Kernspintomographie lag erst sieben Wochen zurück. Logisch, daß Zweifel aufkamen. Zur Überprüfung sollte Mutter wieder einer Punktion zustimmen, der nach entsprechendem Ergebnis die Operation folgen würde. Das verschlimmerte die Sache noch mehr.

Ich hörte nicht, wie man es ihr 'empfahl', nahm im Krankenhaus nicht an jedem Arztgespräch teil, doch anschließend fand ich sie ziemlich aufgelöst vor. Wir drückten uns lange. Beruhigung und Klarheit waren gefragt. Zuerst: Was wollte Mutter? Nicht jetzt und hier operiert werden. – Nein, ganz bestimmt nicht. Ein Computertomogramm als Kontrolle, keine Punktion. – Gut. Daß ich mit dem Arzt rede. – Aber ja, das versuche ich gleich. Vor einer Entscheidung den Doktor befragen. – Sicher, das tun wir. Verständliche Wünsche. Zusätzlich bat ich sie, trotz allen Ärgers eines unbedingt zu bedenken. Der Ultraschallspezialist hatte sie, wie Mutter sagte, vierzig Minuten lang traktiert, sich also viel Zeit genommen. Das Untersuchungsergebnis könnte korrekt sein. Damit mußten wir rechnen.

Ich sprach am selben Nachmittag mit dem Arzt. Er überzeugte auch mich nicht von der Operation. Im Gegenteil. Mutter sollte ihre Ablehnung unterschriftlich fixieren. Vertrauen konnte so nicht entstehen. Man entließ sie nach Hause.

Da saßen wir nun mit gemischten Gefühlen. Hatten wir richtig gehandelt? Wir folgten seinerzeit mehr der Intuition, wollten die Zügel selbst in der Hand halten, vor einem Entschluß an seine Richtigkeit glauben. Darüber zu grübeln, ist müßig.

Unerwünschte Ergebnisse fremdausgelöster Entschlüsse hätten wir im Vergleich zu den Folgen eigener Entscheidungen schlechter verarbeiten können. So blieb Mutter trotz allem erstaunlich gefaßt. Auf der anderen Seite trieb die neue Ungewißheit sie an. Sie wollte möglichst rasch mit dem Doktor reden, am besten gleich ohne Termin in die Sprechstunde, dann in die Radiologie zum CT ...

Das Warten auf Antworten, die ihren Körper betrafen, hielt sie nicht lange aus. Kunststück! Ihre Wartezeit dauerte Jahre. Lag der Befund vor, verschwand Mutters Eile, und wir achteten darauf, nichts Unüberlegtes zu tun.

Auch als wir mit dem Schreiben des Radiologen wieder beim Doktor saßen, der uns mitteilte, die Computertomographie höherer Auflösung hätte die Existenz eines Gewächses am Pankreaskopf bestätigt, dessen erkennbare Struktur erfahrungsgemäß für seine Bösartigkeit sprach, und er ihr mit dem Hinweis auf die geringen Heilungsaussichten von Pankreaskarzinomen eine Operation unbedingt anriet, verfielen wir nicht in Hektik. Ein glücklicher Umstand? Wer weiß.

Er verkündete noch eine bessere Nachricht. Die Entfernung des Nebennierentumores würde Mutter definitiv von ihren Attacken befreien. Man könne sogar beide Eingriffe miteinander verbinden. Das hörte sich schon wieder nicht so gut an.

Wir dankten dem Doktor.

Nach diesem Gespräch brauchten wir einen Schnitt, wollten abschalten, Abstand gewinnen, einen Ausgleichspunkt setzen. Bei einem guten Mittagessen konnten wir die Informationen am besten verdauen, auch wenn sie nicht alle schmeckten.

Gemeinsame Mahlzeiten wurden zu einer Art Ritual, einer unverzichtbaren Gewohnheit für uns. Schließlich war das Gesündeste an Mutter ihr Appetit. Über diese Feststellung lachten wir beide. Die Chance auf ein Leben ohne Attacken erhielt für Mutter Priorität. Alles weitere würde sich finden.

Meine Erinnerungen an die Tage der ersten Konfrontation mit dem Krebs kennen weder Verzweiflung noch Angst. Statt dessen Ruhe und Hoffnung. Mutter fürchtete den Tod nicht. Das sagte sie mir und nichts sprach dagegen.

Zu tief hatten die Jahre mit den Attacken auf sie gewirkt, zu lange schon kreisten die Gedanken um Unheilbarkeit und Sterben, weil kein Ausweg sich fand. Und zu deutlich stand das Bild der bevorstehenden Erlösung von den Attacken im Raum, als daß die daraus sprießende Hoffnung nicht groß genug wäre, selbst gegen den Krebs.

Ich hoffe es, ja, ich bin mir fast sicher, daß Mutters Ruhe auch aus meiner Begleitung erwuchs. Sie blieb ruhig, also mußte ich nicht nervös werden. Ich gab ihr Kraft, warum sollte sie unruhig sein? Ein symbiotischer Gleichklang zwischen Mutter und Sohn. Wir standen am Anfang eines unbekanntem, bedrohlichen Weges. Was Mutter jetzt brauchte, war Sicherheit.

Nicht jene über den Fortgang der Dinge, vielmehr die Gewißheit, den kommenden Weg nicht alleine zu gehen. Dieses Gefühl konnte ich ihr wahrscheinlich vermitteln. Ich war ihr hoffnungsvoller Vertrauter, ihr manchmal ratloser Ratgeber, aber immer da und würde es bleiben.

2 - EIN SELIGER TRAUM

Die Nebennierenoperation hatten wir nach ein paar Tagen gedanklich fest eingeplant. Eine Entscheidung zur Bauchspeicheldrüse schoben wir vor uns her.

Der Doktor vertrat den zweifachen Eingriff, ich lehnte die Doppeloperation nicht ausdrücklich ab, Mutter war kategorisch dagegen. Ohne genauere Auskünfte über deren Ausmaß und Folgen wollte sie nichts entscheiden. Deshalb plädierte ich für eine Vertagung. Die Festlegung eines geeigneten Krankenhauses erschien mir als der nächstliegende Schritt.

Anhand der Kriterien 'größtmögliche Operationskompetenz für beide Organe sowie umfangreiche onkologische Praxis' konnte uns der Doktor auch eines empfehlen.

Mutter wollte die Operation von einem Gespräch mit dem Chefarzt der Chirurgie abhängig machen. Wir bemühten uns vergebens um einen Termin, doch der Oberarzt war zu einem Treffen bereit.

Um das lästige Warten auf das Gespräch zu verkürzen, nutzte sie die Zeit für ihre Wandergruppe, traf Bekannte und telefonierte rege mit ihren Geschwistern. Diese Kontakte führten bald zu einer bedeutsamen Frage.

Wie sollte sie nach außen mit ihrem Problem umgehen? Die meisten Bekannten wußten wegen der Attacken Bescheid, mußten sie über den Krebs informiert werden? Auf Offenheit hatte Mutter viel Wert gelegt; was sie empfand oder dachte, wurde gesagt. Das erleichterte sie. Für Fragen nach ihrer Befindlichkeit aber galt das nicht mehr. Den Wahrheitsgehalt ihrer Darstellung differenzierte sie nach dem Vertrautheitsgrad der Person. Tabuzone Krebs.

Das mochte auf den ersten Blick richtig erscheinen, für sie war es meiner Meinung nach falsch. Ihre Halbwahrheitsgespräche kosteten Nerven. Begegnungen, die das provozieren konnten, wollte Mutter am liebsten vermeiden, und taktierte und ärgerte sich ständig aufs neue. Ich befürchtete, das unnatürliche Verhalten würde die Belastung vergrößern, da sie ohne Offenheit keine Erleichterung fand.

Die richtige Taktik sah anders aus. Weshalb sollte sie nicht an jeden der fragte, mit der Wahrheit ein Stückchen Last weitergeben? Der Knackpunkt war, das Vertrauen nicht zur Bedingung zu machen. Nur saß Mutter leider in ihrem Teufelskreis fest. Viel später erst, mit dem Schwinden der Kräfte, gelang ihr das und sie merkte, daß es ihr half.

Die Offenheit gegenüber dem Oberarzt verstand sich von selbst. Er wirkte sympathisch, kannte die Vorgeschichte, und bestärkte in uns nochmals die Hoffnung auf einen positiven Effekt der Nebennierenoperation. Anscheinend wuchs dadurch in Mutter der Mut. Sie fiel ihm bei der Pankreasproblematik mit der Frage ins Wort, ob er denn ebenfalls alles 'in einem Abwasch' erledigen wolle. Das sei ihr nicht recht. Aber wie sie das tat! In wehleidigem Tonfall und mit ängstlichem Blick von unten herauf, dabei hoffnungsvoll lächelnd ihre Sorge so auszudrücken, daß dem Oberarzt ein Lachen entfuhr, und ihm nichts übrig blieb, als ihr erst einmal zuzustimmen, war unnachahmlich. Eine meiner liebsten Erinnerungen. Ach, Mutter ...

Letztendlich ließ er sich nicht beirren, und verdeutlichte uns seinen Standpunkt. Zur Entfernung des Nebennierentumores sei der Eingriff in Rückenlage geplant, der Schnitt verlief quer über den Oberbauch und sämtliche Organe, einschließlich der Bauchspeicheldrüse, müßten 'zur Seite gelegt' werden, um an die Nebenniere zu kommen, also böte ein Doppeleingriff die sinnvollste Lösung, ganz abgesehen von der nur einmal erforderlichen Anästhesie, obschon diese Operation mit einer Dauer von zirka acht Stunden aufwendig und nicht ohne Risiko wäre, denn nach dem Phäochromozytom würden neben der Pankreasresektion, aufgrund der Lage des Karzinoms, sicherheitshalber sowohl der Zwölffingerdarm als auch die Gallenblase entnommen sowie ein neuer Anschluß des Magens und der Gallengänge gelegt.

Einen Moment lang hielt ich ihn für verrückt. Konnte man so etwas überstehen?! Mutter hatte wohl dasselbe gedacht. Ob sie danach wieder aufwachen würde, wollte sie wissen, und ohne auf seine Antwort zu warten fragte ich, ob er denn ähnliche Fälle schon operiert hat. Sein zweifaches 'Ja', und er stünde für die Operation zur Verfügung, klang überzeugend.

Er solle es ihr trotzdem nicht übelnehmen, sagte Mutter nach kurzem Zögern, aber sie könne sich mit so einer riesigen Operation, nur auf den Krebsverdacht hin, nicht anfreunden. Ich konnte das ebensowenig. Verständnisvoll bot er uns an, den im Operationsverlauf stattfindenden Gewebetest abzuwarten. Ich könne, wenn er mich zu gegebener Zeit anriefe, abhängig vom Testergebnis, die Fortsetzung der Operation genehmigen oder sie stoppen.

Dem stimmten wir zu.

Somit fand Mutter relativ problemlos ihren Wunschoperateur. Wir waren darüber sehr froh, denn für die emotionale Einstimmung auf die Operation bildete diese Variante im Gegensatz zu einem 'Chirurgen vom Dienst' die bessere Basis. Lauerte doch bei dem beabsichtigten Eingriff der Tod nicht in der Ferne, sondern schaute dem Chirurgen direkt auf die Hand.

Das Gegenmittel für diese Vision waren Klarheit von Anfang an und Vertrauen. Es lohnte sich also, dem Zufall ein wenig auf die Sprünge zu helfen; dachten wir, und hätten noch einmal nachdenken sollen. Eine Hintertür stand für ihn weiterhin offen.

Die fünf Frühlingswochen bis zur Operation wollte Mutter bestmöglich nutzen, vor allem Freunde im Rheinland besuchen. Auf ihren Reisen nach Vaters Tod hatte sie sich in diese Landschaft, in die Lebensart der Leute verliebt und dort Menschen gefunden, denen sie sich sehr nahe fühlte. Ins Rheinland kehrte sie immer wieder zurück. Besonders dieses Mal sollte ihr der erbauliche Aufenthalt zu ausreichend innerer Stärke verhelfen, um die Herausforderungen gut zu bestehen.

Zwei Wünsche, die ihr am Herzen lagen, beanspruchten bis zur Reise noch Zeit. In einer Patientenverfügung wollte Mutter ihren Willen für den Fall einer Entscheidungsunfähigkeit abstecken lassen. Das war Neuland für mich. Sie hatte einige Informationen gesammelt, mit deren Kenntnis ich die Bedeutung des Themas verstand. Wichtiges überließ Mutter ungerne dem Lauf der Dinge, und so redeten wir über das Sterben, von dem sie erhoffte, wenn es einmal soweit wäre, daß es schnell gehen möge. Eine erzwungene Lebens- und Leidensverlängerung lehnte sie ab. Den Gedanken, sie müsse bar jeder körperlichen und geistigen Kraft bloß existieren, um irgendwann Gnade zu finden, und mich dabei hilflos an ihrer Seite zu wissen, wollte sie nicht ertragen, und trotz eines gewissen Zwiespaltes unterstützte ich das. Kurzfristig vereinbarte ich einen Termin beim Notar. Wir hofften, dieses Schriftstück nicht einsetzen zu müssen, aber sein Inhalt gab uns bezüglich möglicher Meinungsverschiedenheiten mit Ärzten mehr Sicherheit.

Das Streben nach Sicherheit motivierte auch den anderen Wunsch. Ich hatte ihr unlängst von meiner Auszugsabsicht erzählt, denn der Einfluß der Firmenpleite beschleunigte den Zerfall meiner Ehe. Wenn ich nun auszöge, so wünschte sich Mutter, sollte mein neues Quartier in ihrer Nachbarschaft liegen. Keine schlechte Idee. Konkrete Vorstellungen hatte ich bisher nicht entwickelt, jetzt überraschte mich ihre Initiative, doch eine Erkundungsrunde um die Wohnhäuser der Gegend ging ich neugierig mit. Und wirklich, von ganz oben im Nachbarhaus lächelten uns leere Fenster zu. Sollte es solche Zufälle geben? Das hatte sie sicher vorher gewußt. Ihre Miene bestätigte meinen Verdacht.

Hm, gleich nebenan..., ich zögerte, als würde ich kalte Füße bekommen, aber wir mußten lachen und mir wurde schnell klar, daß die Vorteile überwogen. Sie könnte mich ein bißchen bemuttern und ich war als Helfer und Beistand präsent.

Am folgenden Tag reservierten wir die Wohnung für mich, blickten fröhlich hinauf, und ich verriet Mutter, was mich beruhigte. All zu oft käme sie schon nicht zu Besuch, denn es gäbe ja keinen Lift. Mit einem weinerlich-lachenden 'Du!' knuffte sie mich in die Seite, konterte, ich würde ja sehen, und sonst rief sie achtmal am Tag bei mir an.

Die gute Stimmung hielt vor und das Intermezzo im Rheinland zeitigte mehr, als den gewünschten Erfolg. Bis dahin reichte der Schatten des Krebses noch nicht. Dort wollte und konnte sie allem Übel entfliehen. Mutter hegte schon lange einen heimlichen Traum und verwirklichte ihn, da sie nicht wußte, wieviel Zeit ihr noch blieb.

Sie richtete sich eine kleine Zweitwohnung ein. Ihre 'Beichte' am Telefon ließ mich erst einmal zweifeln. Hatte sie sich in der Ferne zuviel zugetraut? Wohl nicht, wie ich alsbald bemerkte. Denn offensichtlich erfüllte sie ihr Schritt mit Stolz und Zufriedenheit, und ich ahnte, was sie bewegte. Diese Wohnung war ihre Brücke in eine bessere Zeit, ihr Pfand für eine glückliche Zukunft nach all den Problemen oder schlimmstenfalls weiterhin mit ihnen, auf jeden Fall aber ein Quell seelischer Kraft und Antrieb für das Bevorstehende. Gut getan, liebe Mutter!

Solcherart gestärkt wieder daheim, schien sie gerüstet für die Operation, nur die Sorge um mein Zurechtkommen belastete noch ihre Gedanken. In den vergangenen Wochen hatte ich meine Aktivitäten auf die Firmenabwicklung konzentriert. Den daraus resultierenden Streß wollte ich nicht zu sehr an mich heran lassen. Mitten im Leben zu stehen, jedoch praktisch bei null, kann zerstörerisch sein. Eigenartigerweise fühlte ich mich nicht zerstört. Das Bemühen um Mutter fing sicher einiges ab, wirkte wie ein Schutzschild für mich, oder ich empfand einfach oberflächlich genug. Wie auch immer; ich bekäme das schon auf die Reihe, sagte ich ihr, und wir stellten uns voller Hoffnung dem Ringen um Mutters Gesundheit. Das stand über allem.

Enorme Aufregungen würden nicht ausbleiben. Die Anspannung wuchs. An der Unterbringung in einem Einzelzimmer des Krankenhauses sollte sie deshalb nicht sparen.

Die Bereitschaft zur Anteilnahme am Schicksal von Nachbarpatienten konnte für ihr eigenes kaum förderlich sein, ihre Empfindlichkeit bei Fremdgerüchen bedurfte keiner Bestätigung, und unsere Unterhaltungen gingen niemanden etwas an.

Das Zimmer war optimal, doch am Vorabend der Operation kam kein richtiges Gespräch mehr in Gang.

Die Strategie für den OP-Tag stand fest. Der Oberarzt kannte die Handynummer und ich wollte irgendwo in Mutters Nähe seinen Anruf erwarten. Gedankenfetzen von Angst und Hoffnung, Stärke und Trost schwirrten durch meinen Kopf, aber alles war schon gesagt.

Mein Verstand drängte: Wenn ihr nicht redet, dann geh', sie braucht die Zeit nun allein, muß sich einstellen können auf morgen, verabschiede dich. Mein Herz schickte eine Erinnerung. Wehrdienstzeit. Mutter und ich auf dem Bahnsteig.

Der Zug, der mich wieder zur Einheit bringt für die nächsten zehn Wochen, ist fahrbereit. In meiner Brust drückt ein Stein. Dann fährt der Zug an, sie läuft winkend mit, und der Druck löst sich auf.

Jetzt war es an mir, dafür zu sorgen. Kurz vor acht sollte sie aus dem Zimmer geholt werden, und ich versprach, ich käme halb acht, um zu winken.

Im uneingeplanten Berufsverkehr wäre mein Vorhaben um ein Haar gescheitert. Ich hätte mich ohrfeigen können.

Die Krankenschwestern schoben, als ich herbeihastete, Mutter bereits in den Gang. Der Weg zum Aufzug war kurz. Sekunden-schnell verstopfte ein Kloß meine Kehle, doch wir verstanden uns ohne Worte. Ich streichelte ihren Arm und freute mich über die tapferen Augen. Mit meinem Winken schloß sich die Tür. Bis dann, ich bin da.

Den vom Oberarzt beschriebenen Operationsablauf blendete ich absichtlich aus. An mein Innenleben während des Wartens kann ich mich nicht entsinnen. Erst bei Mutters Anblick auf der Intensivstation schaltete mein Gedächtnis sich wieder ein.

Da lag sie und lebte! Und versuchte ein Lächeln, als sie mich sah. Ein Lächeln, welches mir sagte, sie wußte es schon. Die Sofortanalyse der Pankreasprobe ließ keine eindeutige Aussage zu. Demnach folgte der Oberarzt auf meine Bitte hin unserem Wunsch. Im Zweifelsfall: Abbruch; und ein fundiertes Ergebnis lag noch immer nicht vor. Daß der Nebennierentumor gutartig war, geriet zur Belanglosigkeit. Um die andere Operation komme sie wohl nicht herum, flüsterte Mutter. Ich hielt nur ihre Hand, was sollte ich sagen?

Anderntags bestätigte der Oberarzt unsere Ahnung. Die Bösartigkeit des Gewächses stand fest, den zweiten Eingriff diskutierte er nicht. Mutters Befürchtungen begannen, in Trotz umzuschlagen. Sie gab sich kämpferisch, denn infolge der Entfernung des Chromozytoms waren die Attacken tatsächlich verschwunden, und sie vertraute darauf, daß der Oberarzt auch den Krebs herauschneiden würde.

Entsetzen erzeugte eine spätere Information. Der Oberarzt mußte als Operateur passen. Ein Außentermin war dazwischen gekommen und die zweite Operation sollte zeitnah zur ersten erfolgen. Eine Verschiebung schied aus, ein Ersatzmann wurde benannt. Dem Zufall auf die Sprünge zu helfen, hatte sich damit erledigt.

Man plante eine Erholungszeit von sechs Tagen, drei lagen noch vor ihr. Aufbauzeit? Vollkommen gelang es mir nicht, Mutter wieder positiv einzustimmen. Ärger und Skepsis wegen der Ersatzvariante überdeckten das gute Gefühl.

Der Vermutung, daß diese Mißstimmung sich körperlich auswirkte, kann ich nicht unbedingt widersprechen. Ich meine aber, zwei derartig schwere Operationen so kurz hintereinander trieben Mutter an die Grenzen ihrer Belastbarkeit. Apparate und Schläuche, an denen sie mehrere Tage lang hing, bewiesen ihren kritischen Zustand, und nur zögerlich vollzog sich ihre Rückkehr ins Leben.

Was schiefgelaufen war, weiß ich heute. Lediglich die Fortsetzung der ersten Operation hätte uns den Oberarzt auch für den zweiten Teil garantiert. Die Unterbrechung brachte den Zufall ins Spiel. Nun mußten wir mit der ungewollten Situation leben, weil daran nichts mehr zu ändern war.

Fehlergedanken kamen dennoch nicht auf. Der Oberarzt hatte den anderen Chirurgen als einen erfahrenen Fachmann empfohlen, und es bleibt Spekulation, ob er - in einem doppelten Eingriff oder in jenem zweiten - besser operiert hätte, als sein Kollege. Fest steht allerdings folgendes. In einer fast perfekten Operation erwies sich die Absicht des vertretenden Arztes, die Bauchspeicheldrüse soweit es ging, zu erhalten, als Pferdefuß. Der histologische Befund besagte, der Tumor wurde durchtrennt. Ein kleiner Rest blieb in Mutters Körper zurück.

Das erwähnte der Mann im Abschlußgespräch ganz nebenbei. Die Sache wäre medizinisch nicht vermeidbar gewesen. Alles in allem hätte er wie geplant operiert. Zuerst einmal gälte es, den Verlauf der inneren und äußeren Wundheilung abzuwarten, und die Abwehrkräfte des Körpers zu stärken. Die Bedeutung seiner Worte begriffen wir viel zu spät. Im Klartext hießen sie, der Rest könnte wachsen und zu streuen beginnen, nur redete unerklärlicherweise mit uns niemand Klartext. Wir hörten immer, Mutter müsse nun auf die Beine kommen, ihre Genesungskur dazu nutzen, solle dann wieder ganz normal leben und sich keine Gedanken machen, denn in drei Monaten wäre die erste Nachsorgeuntersuchung an der Reihe, danach sähe man weiter und alles würde schon werden.

Damit waren wir eingelullt. Unverständlich und verständlich zugleich. Laut Abschlußbericht wurde über eine Chemotherapie als Anschlußbehandlung gesprochen, doch sei aktuell keine Veranlassung zur Behandlung gegeben und die Patientin stünde dem sowieso abgeneigt gegenüber. Mutter verschwieg mir das. Warum sie und ich, nachdem ich den Bericht kannte, deswegen nicht nachhaken, ist für mich nur mit Naivität zu erklären. So wird auch plausibel, daß sie sich der abwartenden Haltung gleich anschloß. Keine Attacken und endlich Ruhe vor den Ärzten zu haben, war das Ziel aller Wünsche, und der Krebs zu imaginär, um ihn anzuerkennen.

Kommt Zeit, kommt Rat, suggerierte man uns, und weil merkliche Reaktionen ausblieben, wähten wir Mutter in Sicherheit. Sie bekam den Kopf frei von unschönen Gedanken, aber der Körper hinkte ihren Ansprüchen noch hinterher. Das galt auch nach dem dreiwöchigen Kuraufenthalt.

Die allgegenwärtige Schwäche ließ sich nur schwer überwinden. Ihr Plan, anschließend ins Rheinland zu fahren, stand in den Sternen, die Ungeduld wuchs.

Ich lebte inzwischen übergangsweise aus Koffern und Kisten in Mutters Wohnung. Vergangenheitsbewältigung und Zukunftsplanungen nervten und beanspruchten mich.

Ungünstige Voraussetzungen für den Abschluß der Kur. Ich überzeugte sie von einer Verlängerung ihres Aufenthaltes und organisierte mir ein mieses Gefühl, schob ich doch ihre Erholungsbedürftigkeit vor. Der andere Beweggrund, die fünfzig Quadratmeter jetzt nicht mit ihr teilen zu wollen, blieb ungenannt. Das lief eher unbewußt ab, und als ich mich in Gedanken ertappte, erschrak ich, aber außer einem eigenen Bett fehlten mir noch ein paar Tage für mich.

Ohne ausreichende Entspannung kann aus Nähe schnell Enge entstehen. Das wollte ich wohl vermeiden. Glücklicherweise erhielt Mutters Genesung in der Verlängerungswoche einen deutlichen Schub. Größere Strecken, selbst Anstiege und Treppen bewältigte sie wesentlich leichter. Ihre Laune entwickelte sich ansteckend gut. Meine Wohnung war nun immerhin schlaffertig und Mutter kam in einem aufgeräumten Zustand nach Hause. Beste Bedingungen, in die Zukunft zu schauen.

Mit einer kurzen Unterbrechung für den geplanten Nachsorgetermin, der keine Auffälligkeiten ergab, genoß sie viereinhalb Monate lang das Leben im Rheinland. Regelmäßig telefonierten wir und ich merkte, wie frei sie sich fühlte.

In unseren Gesprächen fanden Krankheit oder Krebs keinen Platz. Wir redeten über Konzerte im Kurgarten, über Radtouren am Flußufer in Gesellschaft von Prachtlibellen und darüber, wie hervorragend Mutter ein Mahl mundete, welches sie aus spontan zusammengestellten Zutaten zauberte. Sie erzählte mir detailliert das Bemerkenswerteste der letzten Tage und sie liebte es, wenn ich das ebenfalls tat. Das hatten wir so schon früher gerne gehalten. Oftmals, bei einer guten Gelegenheit, versuchte ich, ihr nicht nüchterne Informationen zu geben, sondern mit einer ausführlichen Schilderung auch aus Einfachem etwas Besonderes werden zu lassen, und die Stimmungen und Gefühle jener Momente wurden wieder lebendig, als hätten wir alles gemeinsam erlebt.

Hieran fand Mutter Freude. Sie durchlebte jede einzelne Situation sichtbar mit. Genau so kannte ich sie. In ihrem Gesicht konnte ich immer lesen, und das Leuchten ihrer erwartungsfroh geweiteten Augen hat für mich an Kraft nicht verloren. Aus diesem Blick sprach ihre Seele zu mir. Dieses warme, be-seelte Leuchten erhellt noch heute die Winkel der Düsternis in meinem Herzen, vertreibt mir manches Mal dunkle Gedanken. Der Tod hatte mit einem Hauch ihr Leben beendet. Doch er vermag nicht, uns zu trennen. Eines schützt uns davor: Die Sprache der Seelen. Ich glaube, wenn Menschen sich wirklich nahe sind, finden ihre Seelen eine gemeinsame Sprache. Das ist es vor allem, was ich zurückbehielt, als Mutter ging. Weil unsere größte Gemeinsamkeit in der Harmonie unserer Seelen bestand, ist eine Trennung nicht möglich. Ich kann zu ihr sprechen und sie spricht durch mich; aber noch sprachen wir miteinander im Leben. Die Seelennähe wob uns ein sicheres Band.

Mutter wollte zu allem, was ich unternahm, etwas erfahren. Zwar konnte sie von unterhaltsameren Dingen berichten, denn neben meiner Eingewöhnung ins Single-Leben gestaltete sich auch der berufliche Neustart relativ unspektakulär, geriet sogar mehrmals ins Stocken, da ich, was Festanstellungen anging, die personalmanagerseits tolerierbaren Altersgrenzen durchweg überschritt, im Hinblick auf einen selbständigen Broterwerb dem Vertretertum ursprünglich abzuschwören gedachte, ohne mir ausreichend darüber, wie die Vermarktung meiner anderweitigen Fähigkeiten gelingen könnte, im klaren zu sein, so daß zumindest zeitweilig ein weiteres Daseinsfristen im Außendienst drohte, aber es bereitete mir einen riesigen Spaß, mit Mutter für mich Pläne zu schmieden und erquicklich zu philosophieren. Falls ich an mir zweifelte, setzte sie Vertrauen in mich. Wer baute hier wen auf? Ach, Mutter. Sie steckte voller Elan, erweckte den Eindruck permanenter Zufriedenheit. Nichts von dem, was sie von sich gab, wirkte übertrieben oder gekünstelt. Diese Lebensfreude war echt.

Bilder aus meiner Kindheit stiegen in mir empor. Nur damals, Jahrzehnte entfernt, verströmte Mutter dieselbe Aura. In den Jahren am Werbellinsee, umgeben von einer Landschaft,

deren magische Atmosphäre unauslöschliche Spuren in uns hinterließ. In einer Zeit ohne Probleme des Alltags, die meinen Vater noch von Krankheit verschonte, in der Mutter vor Liebe und Energie überquoll. Beinahe ein halbes Leben mußte vergehen, ehe ihr Geist und ihr Herz sich wieder zu einer solchen Freiheit aufschwangen. Ich sagte ihr, woran ich dachte, und löste einen Schwall wehmütiger Begeisterung aus. Wir beschlossen, unserem alten Zuhause im Frühjahr einen ausgedehnten Besuch abzustatten.

Mit diesem Vorhaben als Ansporn fiel Mutter der Wohnungswechsel nicht schwer. Mitte Dezember holte ich sie wieder heim. Die Weihnachtszeit wollten wir zusammen verbringen, und zuvor lag der zweite Nachsorgetermin. Der Facharzt war bei der Konsultation, wie schon im Spätsommer, unverbindlich und fahrig. Das hakten wir ab. Wichtiger war die Kontrolluntersuchung. Ungeachtet der vorhandenen Spannung rechneten Mutter und ich mit erfreulichen Werten, denn sie fühlte sich gut.

Das beflügelte uns. Zuversichtlich blickten wir allem entgegen, und flogen zu hoch ...

Der Krebs hatte den ihm gegebenen Raum im Verborgenen gründlich genutzt. Der CT-Bericht geiferte Unwörter des Jahres.

Hypodense infiltrierende Raumforderung, multiple noduläre Herde, vergrößerte Lymphknoten, Metastasen. Insgesamt vierzehn Stück. Die Realität verjagte uns aus einem seligen Traum.

Wir sahen den Tunnel am Ende des Lichts.

3 - SELBSTFINDUNG UND SCHEIDEWEG

Der Krebs wurde durch fünfzehn Zeilen real, unsere hochfliegende Hoffnung zerschlagen. Heimtücke überrumpelte Naivität. Aus ihren Gefühlen gerissen taumelte Mutter wehrlos umher. Ich hätte ihr beistehen sollen, fand aber kaum klare Gedanken.

Die Frage, warum es so kommen konnte, lag nahe und doch blieb sie ungestellt. Wir hatten einen Weg eingeschlagen, der das erhoffte Ziel weit verfehlte. Statt der Genesung trat eine ungeahnte Verschlimmerung ein. Dennoch würden Aufarbeitung und Was-wäre-wenn-Theorien an Mutters Zustand nichts ändern.

Also gaben wir uns über das Vergangene keine Rechenschaft und vermieden - mehr instinktiv - auch Selbstvorwürfe und Be-zichtigungen in Richtung der Ärzte. Den Verstand in konstruk-tive Bahnen zu lenken, war ohnehin schwer genug. Es gab kein Ziel, keinen Plan, keine Notiz im Kalender, nicht einmal Schmerz oder Kummer. Als ob alles in uns sich weiger-te, die Wirklichkeit zu akzeptieren. Das mußten wir aber, ohne diese Grundlage war eine Neuorientierung unmöglich.

Akzeptanz ist eine freie Entscheidung, die jeder nur für sich selbst treffen kann. Unsere Nähe störte dabei mehr, als sie half. Wir suchten und stärkten durch gemeinsames Zeitverbringen zwar den Zusammenhalt und Mutter wurde etwas entspannter, doch blockierten wir die Beschäftigung mit der Zukunft. Das fiel irgendwann auf. Ich riet ihr, für zwei, drei Wochen ins Rheinland zu ziehen und lenkte mich selber im Außendienst ab. Auf diese Weise, so nahm ich an, würde uns das Nach-vorn-denken besser gelingen. Wir brauchten wieder ein Ziel, einen Weg, neue Hoffnung.

In jenen Wochen tauchten erstmalig Zweifel auf, die mich auch nach Mutters Tod noch bewegten. Was wäre, wenn? Wenn die Erörterung dieses Themas an den Fakten nichts änderte, warum stellte ich Überlegungen an? Mir ging es um die Klärung von Schuldgefühlen. Alles drehte sich um eine einzige Frage. Hatten wir im Anschluß zur Kur einen Fehler gemacht? Eine pauschale Antwort habe ich nicht gefunden.

Vor der zweiten Operation ließ man Mutter keine andere Wahl. Der Eingriff stand fest. Im Gegensatz dazu nannten die Ärzte für die Zeit nach der Kur zwei Alternativen: Abwarten oder Weiterbehandlung. Die Entscheidung, abwarten zu wollen, lag auf der Hand. Sie entsprach unserer Gutgläubigkeit, zumal man eine Aufklärung über mögliche Konsequenzen versäumte. Durch das Ausschlagen der Chemotherapie als Anschlußbe-handlung vergab Mutter die Chance, die Metastasierung viel-leicht zu verhindern. Andererseits folgte der Absage einer der schönsten Abschnitte in ihrem Leben.

Ich denke, es kommt auf den Blickwinkel an. Die Bewertung einer Entscheidung in 'falsch' oder 'richtig' muß die Randbedingungen einbeziehen und kann im Hinblick auf Ziel und Ergebnis immer nur subjektiv sein. Mutters Gedanken und Ansichten spielten die entscheidende Rolle.

Nicht mein Standpunkt oder der eines Dritten war maßgebend, sondern ihrer, und ich bin sicher, sie hätte selbst bei besserem ärztlichen Rat, entsprechend ihrem Charakter und Wesen, genauso entschieden. Eine vage Zukunftsaussicht um den Preis der Chemotherapie schloß sie als Option aus, besonders in ihrem Hochgefühl nach der Kur. Sie wollte die neue Unbeschwertheit jetzt und heute genießen, und tat es. In Mutters Gedanken gedacht war unser Verhalten kein Fehler.

Gab allein das mir die Absolution? Meinen Anteil als Ratgeber mußte ich noch hinterfragen, denn nur mit der Weiterbehandlung hätten wir das Blatt wenden können, und noch einmal in die Lage versetzt, unternähme ich gewiß einen Überzeugungsversuch, was mir damals nicht einfiel.

Mir fehlte für einen abweichenden Rat die Erfahrung und es mangelte an der erforderlichen kritischen Distanz.

Ich sah Mutters glücklichen Aufschwung; nichts war normaler, als ihrer Absicht zu folgen. Mit dieser Feststellung legten sich meine Zweifel. In die Tiefe zu gehen war gut.

Das nachträgliche Verstehen der Dinge, die ich nicht ändern kann, mußte mich nicht bedrücken.

Aber wie konnten wir die Wirklichkeit anerkennen, was hieß für uns 'akzeptieren'? Heute weiß ich: Akzeptieren war das Besiegen der Angst. Hierauf lief unser Bemühen hinaus, etwas gegen die Ungewißheit zu tun. Mutter konsultierte einen vom Doktor empfohlenen Onkologen, ich suchte im Internet nach Informationen. Wir riefen Stiftungen und die Krebs hotline an, fragten in Kliniken, die Hoffnung mit Alternativtherapie weckten, und tauschten uns darüber aus.

Sehr bald war mir klar, Mutter durfte sich einer Chemotherapie nicht länger verschließen. Nur so könnte man den Metastasen noch beikommen, wenn überhaupt.

Alternativtherapien nämlich, seien laut Aussage der betreffenden Ärzte nur als Ergänzungen konzipiert, bzw. kämen sie im Falle eines Krebses der Bauchspeicheldrüse aufgrund der minimalen Erfolgsquote von vornherein nicht in Frage.

Wenig ermutigend. Auch Mutter gegenüber hatten sich Ärzte außerhalb der Schulmedizin ähnlich geäußert. Wir verfolgten diese Spur nicht mehr weiter.

Das Positive an dem deprimierenden Wissen war unsere aktive Beschäftigung mit dem Krebs. Die unterschwellig keimende Angst, die uns nach dem CT-Bericht lähmte, entsprang offenbar unserer Unwissenheit. Die gewonnenen Informationen bauten sie trotz ihres Inhaltes ab. Zumindest soweit, daß wir uns auf die Sachlage besser einstellen konnten, wobei Mutter andere Pläne verfolgte, als ich. Sie glaubte, Chemotherapie könne ihr nun eh nicht mehr helfen und fürchtete vor allem die Auswirkungen auf ihr körperliches Befinden. Während mein Anerkennen in ein Kampfszenario mündete, gedachte sie, sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren. Inakzeptabel?

Ich hoffte, sie würde wenigstens versuchen, den fortschreitenden Krebs zu bekämpfen. Davon wollte ich sie - wieder in Dresden zurück - überzeugen, weil dieser Kampf für mich nicht aussichtslos war. Der Doktor untermauerte meine Hoffnung. Zudem wies er auf die Verträglichkeit eines neuen Wirkstoffes hin, konnte Nebenwirkungsängste halbwegs zerstreuen.

Ihr Einverständnis zur Therapie gab Mutter meinerseits und im Vertrauen auf ihn. Sechs Termine wurden für den ersten Zyklus benannt. Abgestimmt mit meiner eigenen Planung sollte jeweils dienstags im Infusionszimmer die Behandlung erfolgen. Der Raum faßte eine Handvoll Patienten. Auf Sesseln und Liegen führten die Menschen einen stummen, reglosen Kampf. Einsam, in sich hineinhorchend, teilnahmslos. In den Augen eine unbeantwortete Frage. Unbeantwortet blieb auch unser Gruß. Jede dieser armen, schwindenden Seelen schien so sehr ihrer Umwelt entrückt, daß ich stark gegen die Vorstellung ankämpfen mußte, Mutter würde ebenso apathisch dort sitzen.

An ihrer Stelle hätte ich mich ausgeliefert gefühlt und sie sollte nie das Gefühl haben, nur abgeliefert worden zu sein. Zweimal pro Sitzung besuchte ich sie.

Die Zwischenzeit vertrieb ich mir in der Nähe der Praxis, um ihr von dem, was ich sah, zu erzählen. Da waren die Verkäuferinnen im Supermarkt, die sich beim Umräumen stritten, das heimliche Pärchen im Park, die Hundeschule... Ich wollte mit dem gewöhnlichen Leben einen Gegenpol bilden.

Mutter strahlte, wenn ich hereinkam, ich hockte mich seitlich neben den Sessel und meist hörte sie mir einfach nur zu.

Kräfte sparen war angeraten. Eine Menge Nerven hatte bereits der Auftakt gekostet. Ihre Angst vor der Nadel erhielt mit dem ersten Stich eine Bestätigung, drei Einstiche später saß die Kanüle perfekt. Der blauviolette Fleck sagte mir alles. Wir redeten leise darüber und ich befürwortete ihre Ablehnung derjenigen Schwester für die gesamte Behandlung. Mein Zuspruch besänftigte das geplagte Gemüt.

Der Dienstag erwies sich als ein praktischer Tag. Die Nebenwirkungen waren bis zum Wochenende verschwunden.

Ausflüge standen auf Mutters Programm. Draußen konnte sie den Problemen am besten entkommen, und die Wochenendausfahrten wurden quasi zur Pflicht.

Ich hätte die Beine nach dem Außendienststreß schon gerne mal hochgelegt, hin und wieder gab es deswegen einen kleinen Disput, über den ich mich anschließend ärgerte, denn bei dem, was sie auf sich nahm, was ihr bevorstand, wog ihr Bedürfnis nach Ausgleich so viel schwerer als meines, doch dann genoß ich die Frühlingseindrücke unserer Touren, war froh, an Mutters Seite zu sein, und beschallte mich hinterher unter Kopfhörern mit lautstarker Musik oder legte eines meiner Lieblingsvideos ein.

So hangelten wir uns von Termin zu Termin. Mutter beobachtete ihren Körper genau. Die Erholungsphasen dauerten länger und länger. Unklarer Schwäche folgte lästiges Brennen, danach setzten Schmerzen im Rücken ein, die sich zu einem anhaltenden inneren Aufruhr verstärkten, der unerbittlich alles erfaßte, als rasten sämtliche Elemente des Körpers in einer vernichtenden Schlacht.

Der Dienstag mutierte zu einem schrecklichen Tag. Öl wurde ins Feuer gegossen. Und als Mutter nach dem fünften Termin vor lauter Chaos in Körper und Kopf das Gefühl nicht mehr loswurde, sie sei nicht sie selbst, brach sie die Therapie ab.

Ihre Erleichterung nach diesem Entschluß verbot mir jeglichen Widerspruch.

Wir hätten ihn zeitiger informieren sollen, kritisierte der Doktor. Er verschrieb ihr sofort starke Tropfen gegen die Schmerzen, betonte aber, die sechste Infusion wäre für die schlüssige Therapiebeurteilung unabdingbar. Mutter ließ also die Prozedur nochmals geschehen und bereute es auf der Stelle. Am Rückfall ins Chaos änderte auch ein zweites Schmerzmittel nichts.

Unter dem Einfluß der Therapie hatte sich Mutters Zustand verschlechtert. Das fühlte sie, und das bewies neben den Blutwerten ein erneutes CT. Die Leber war angegriffen, die Metastasen gewachsen. Im Auswertungsgespräch zeigte sich der Doktor davon nicht überrascht. Sofern man die Therapie nur als Belastung empfinde, sei das ein Hinweis auf deren Unwirksamkeit.

Ein anderer Wirkstoff verspräche eventuell bessere Aussichten, die einen Folgezyklus... Ruckartig krampften sich Mutters Hände in die Handtasche auf ihrem Schoß und schnell bat ich den Doktor, 'bessere Aussichten' zu konkretisieren. Das tat er.

Bestenfalls, und ohne Gewähr, sei eine Lebensverlängerung von einem halben Jahr anzunehmen. Mehr könne man bei dem aktuellen Befund nicht erwarten. Blicke die Wirkung noch einmal aus, bzw. ohne den zweiten Versuch, müßten wir uns auf 'einige Monate' einstellen. Genauer gesagt, kaum weniger als drei, aber nicht mehr als achtzehn.

Dreifaches Schweigen. Mutter lauschte in sich hinein und hielt ihre Tasche nur locker umfaßt. Wie schaffte sie das?! Mir schlug das Herz gegen die Schädeldecke, sie war geradezu unbegreiflich entspannt. Der Doktor sah, daß es Gesprächsbedarf gab. Er vertagte eine Entscheidung.

Seit dem verheerenden sechsten Termin hatten wir keine Zukunftsdiskussionen geführt, versuchten, so normal wie möglich zu leben, und obwohl sie die Schmerzmittel brauchte, kam Mutter zur Ruhe. Sie war mir um einige Gedanken voraus.

Das erkannte ich erst in der Auswertung mit dem Doktor und stand mit mehr Fragen als Antworten da. Gerne wollte ich ihr die Qualen ersparen, doch erschien mir ein zweiter Zyklus wie die letzte Hoffnung auf ein bißchen mehr Zeit.

Würde meine Hoffnung Mutter genügen? Woher rührte ihre Gelassenheit? Wir erhitzten uns nicht in einer großen Debatte, sprachen beim Einkaufen und Spazierengehen oder wechselten ein paar Sätze beim Essen. Gerade soviel, daß ich sie verstand.

Mutter sah es ganz nüchtern. Sie kannte sich und sie kannte auch ihre Grenzen, das Fehlschlagen der Behandlung und die Aussagen des neuen CT.

Die Fakten und ihre innere Stimme veranlaßten sie, das baldige Sterben als unausweichlich zu sehen. Darauf stellte Mutter sich ein, das machte ihr keine Angst.

Angst löste die Vorstellung der Unerträglichkeit aus, welche eine Chemotherapie nach sich zog. Dieses extrem negative Empfinden konnte und wollte sie nicht akzeptieren.

Mir zuliebe hatte sie der Therapie zugestimmt. Den zweiten Zyklus lehnte sie jedoch rigoros ab, selbst wenn dem Sohn etwas Gutes zu tun ihre größte Motivation war. Sie wußte, ich würde verstehen und zählte auf mich als ihren Begleiter.

Sie sah es ganz nüchtern und folgte im Grunde nur ihrer Natur.

Mutter gewann ihre Kraft aus den genußvollen Momenten des Lebens, war ein Jetzt-Mensch, fixiert auf den Augenblick.

Euphorisch und stets ein wenig absturzgefährdet konnte sie sich einer Stimmung voll hingeben, sich für eine besondere Rose begeistern oder an einer köstlichen Frucht, zu einem Walzer im Rheinland allein durch den Saal tanzen und mit Tränen in ihren Augen ein Adagio als etwas unfaßbar Schönes erleben.

Dazu mußte sie unbeschwert sein. Weil aber die Verbesserung ihres Zustandes Illusion blieb, ihr die Leichtigkeit zunehmend schwerfallen würde, war sie an einer Verlängerung nicht interessiert. Ihr Kopf und ihr Herz hatten gesprochen und ich teilte Mutters Entscheidung. Natürlich wünschte ich ihr ein längeres Leben, Mut und Vertrauen für einen letzten Versuch mit der Therapie. Selbstverständlich wollte ich sie nicht verlieren. Ich konnte mir ein Leben ohne Mutter nicht vorstellen. Mein Leben.

Sprachen wir nicht über ihres? Eine schwierige Einsicht reifte in mir. Ich engagierte mich ohne nachzudenken für meine eigenen Ansichten und Wünsche. Zu viel ich und zu wenig sie. Zu viele von meinen Gedanken, zu wenig von ihren. Solche Egoismen durfte ich mir nicht leisten. Denn nicht ich litt am Krebs mit der schlechtesten Prognose, der am häufigsten metastasiert, sondern sie. Nicht mein Körper müßte mit Medikamenten vollgepumpt werden bis zum Tumult, sondern ihrer. Nicht mir würden Freiheit und Aktivität eingeschränkt, letztlich genommen und der kümmerliche Rest Leben verleidet. Nein. Das schwarze Loch dieser Vorahnungen verschlang meine Mutter.

Und wenn sie sich nun dafür entschied, lieber eher zu gehen, aber die Monate, die ihr noch blieben, mit dem, was ihr Freude bereitete, was für sie Leben hieß, so gut es ging auszukosten und den einmal einsetzenden Verfall erdulden zu wollen, dann war das richtig. Das heißt, ich bedrängte sie nicht. Ich begriff Mutters Anspruch als das, was er für sie war: Ihre beste Alternative. Dies verhalf auch mir wieder zur inneren Ruhe, doch eines war für uns neu. Die diffuse Hoffnung, einen Kampf zu gewinnen, wich einem anderen Bild. Einem klareren.

Mag es auch paradox klingen, sich auf den Tod einzustellen bedeutete für Mutter bereit sein, zu leben, neue Hoffnung zu haben, denn genügend enttäuschte Hoffnungen hatte sie schon begraben. Enttäuschung schadet der Hoffnung wie ein giftiger Keim, verhindert die Heilung der Seele und verletzt sie noch mehr. Um den Preis dieser Schmerzen ließen wir uns darauf nicht länger ein.

Blindes Hoffen bringt nur Enttäuschung hervor und zu sehen setzt das Benutzen des Verstandes voraus. Wir konnten die erdrückenden Tatsachen nicht leugnen und gaben unserer Hoffnung ein realistisches Ziel. Auf eine möglichst lange erträgliche Zeit hofften wir, und sollte sie ablaufen, auf ein würdiges Ende. Das war unser Ausgangspunkt, eine Art schützender Rahmen, in dem wir uns von jetzt an bewegten. Von hier aus bot uns das Leben eine Vielzahl kleiner und größerer Ziele, an die wir erfüllbare Hoffnungen knüpften.

Ich meine, es war eine Frage der Herangehensweise, des Umsetzens von Mutters Wünschen und unserer Pläne, der bewußten Wahrnehmung allen Tuns, der Höhepunkte und der Normalitäten, denen ich auch die Tiefs zuordnete. Wir gaben den Dingen eine Bedeutung, erschufen Erfolgserlebnisse selbst. Schritt für Schritt. Unsere Häppchentaktik, bis hin zur Aufteilung von Tagen und Stunden in bewertbare Kleinigkeiten, die wir auf Mutters Habenseite verbuchten, half ihr, Enttäuschungen fortan zu umgehen. Kleinigkeiten wie die Fahrten zum Doktor. Wir vermieden den kürzesten Weg und umfuhren den Stau - ein Erfolg.

Für richtige Aufbruchstimmung sorgte die überfällige Reise zum Werbellinsee. Mit sicherer Stimme informierte Mutter vorher den Doktor und entwickelte die Begeisterung alter Zeiten, als sie die bevorstehende Reise erwähnte. Das machte ihm Spaß. Seine scherzhafte Reaktion bezog die Achtung für ihre Entscheidung, ihre Offenheit wohltuend ein. Ich sehe die Beiden noch sitzen. Ach, Mutter...

In diesen Tagen erreichten wir eine Höhe, die geeignet war, das Ende erkennen zu können, es aber weit genug in die Ferne rückte, um einen freien Blick auf die vor uns liegende Zeit zu erlangen, von der wir jeden neuen Tag durch unser Miteinandersein feierten wie einen ersten, vor allem jene, deren Freuden Mutter das langsame Sinken ein gutes Stück wettmachen ließen. Wir nahmen jeden Tag, als sei er ein Anfang.

4 - LEBEN

Eine Mischung aus Realismus und Euphorie trug uns der alten Heimat entgegen. Lange Strecken waren wir seit dem Auftreten der Schmerzen nicht mehr gefahren und im Auto zwickte Mutters Rücken einige Male, doch sie verzichtete auf eine Rast. Das Ziel zog und mit dem Verlassen der Autobahn begann das Kribbeln in uns. Entlang an Pilzwäldern, in denen wir an Maientagen wie diesem manchmal schon fündig geworden waren, vorbei an Mutters altem Geschäft, dem man die guten Zeiten längst nicht mehr ansah, erste bekannte Gesichter erspähend,

erhielten wir einen vielversprechenden Vorgeschmack auf die kommenden Tage. Der führte uns nach der Ankunft direkt hinunter zum See. Das Gedächtnis speicherte Eindrücke und verglich sie mit den Bildern von früher. Ein vertrautes Gefühl baute sich auf. Die Wege zwischen den mächtigen Kiefern und Buchen schienen uns kaum verändert. Wir atmeten die gleiche würzige Luft und das Rauschen des Windes in den Kronen der Bäume begleitete uns. Das Klopfen eines Spechtes drang von irgendwo her. Alles stimmte. So mußte es sein.

Bloß ein Eichelhäher regte sich über uns auf; hatten wir den nicht schon vor dreißig Jahren gestört? Mutters Lachen vertrieb ihn vorübergehend aus dem Revier. Hinter den Bäumen glänzte in der Flugrichtung des Vogels der See. Die Zeit schien rückwärts zu laufen. Wieder an seinem Ufer zu stehen, das sanfte Schwappen der Wellen zu hören und dabei das Auge ungehindert schweifen zu lassen, bettete die Vertrautheit in eine stille, dankbare Freude.

Hier gönnten wir uns eine Pause. Im Sonnenschein auf der Terrasse des Strandcafés schmeckte es uns. Nebenher besprachen wir, welche Besuche, Ausflüge oder Spaziergänge Mutter am wichtigsten waren, verteilten sie aufgeregt wie zwei Schatzsucher auf die einzelnen Tage, und erwarteten kein bißchen zuviel. Wir erlebten eine Weißt-du-noch?-Woche im Schlaraffenland der guten Gedanken.

Alle Sinne auf Empfang gestellt, schwirrten, gepaart mit Neuigkeiten, die schönen Erinnerungen nur so herein. Oft redeten wir von meinem Vater, erinnerten uns an Episoden aus seiner Lehrzeit, beim Angeln oder beim Holzschlagen im Wald.

In Unterhaltungen mit alten Bekannten, die wir besuchten oder zufällig trafen, wurde unsere Neugier gestillt.

Kultur gab es ebenfalls. Unterwegs, an einem einsamen Teich, erblickten wir zwei weiße Schwäne auf seinem schilfumstandenen Spiegel, hatten beim Aussteigen Tschaikowski im Sinn, und hörten eine Quakophonie für zehn Frösche und einen Kuckuck. Ich sah Mutter andächtig lauschen - endlich ein zeitgenössisches Werk, das ihr gefiel. Leider kapitulierte auch der Kuckuck vor ihrem Gelächter.

Ich schlug ihr vor, daß ich davon schreiben würde. Von Lachen und Ernsthaftigkeit, von unserem Denken und Tun im Angesicht der Erkrankung, über alles, was wir erlebten. Sie liebte den Vorschlag und nahm ihn mit leuchtenden Augen als mein Versprechen.

Unsere Landpartien hatten sie inspiriert. Mutter erzählte von sich aus früheren Jahren. Etliches kannte ich schon, anderes war neu und sehr aufschlußreich, gab mir für den Ursprung manch ihrer typischen Eigenschaften eine späte Erklärung.

Auch unschöne Gedanken an alte Vorfälle krochen aus finsternen Ecken hervor. Die nächtliche Unruhe nebenan, das geräuschvolle Träumen waren mir nicht entgangen, und es war gut, daß ich fragte. Vom größten Verdruß konnte sie sich durch unsere Gespräche befreien. Der spezielle Zauber der altvertrauten Umgebung hatte sicher einen Anteil daran.

Wir verbrachten am Werbellinsee eine intensive Zeit miteinander. Dort waren wir uns nahe, wie nirgendwo sonst. Ich habe viele Erinnerungen an meine Mutter, aber die meisten und schönsten sind mit diesem Schlupfwinkel unserer Seelen verbunden.

In der Gegenwart dieses Ortes verschmolz die Vergangenheit mit der Zukunft. Dem Schatz unserer Erinnerungen und der gemeinsamen neuen Erlebnisse verdankte Mutter so vieles zum Mitnehmen, und ich noch mehr zum Behalten. Bis zuletzt zehrte sie von diesem Vorrat, mir hilft er noch heute.

Der Vorrat ihrer physischen Kräfte verschleiß wesentlich schneller. Gegen Ende der Woche baute sie sichtlich ab. Die Unternehmungen hatten mehr angestrengt, als Mutter zugeben wollte und forderten nun ihren Tribut. Immer deutlicher spürte sie auch die Präsenz des Krebses in ihrem Körper. Das Ziehen unter der Bauchdecke ließ sich nicht durchgängig unterdrücken, im Rücken brannte es oft und stach wie mit Nadeln. Der Einsatz morphinhaltiger Mittel hätte Abhilfe geschafft, aber davor schrak sie zurück.

Da sie mit den konventionellen Wirkstoffen noch auskam, wollte sie von 'harten Drogen' nichts wissen. Das intervallartige Auftreten der Schmerzen war unangenehm, doch Mutter betrachtete es im Vergleich zu den angekündigten Nebenwirkungen des Morphins als das kleinere Übel. Den Umstand nicht hundertprozentiger Schmerzfreiheit nahm sie deshalb in Kauf.

Die zurückliegenden Tage hatten ihre Willenskräfte ausreichend gestärkt, um die körperliche Schwächung zu kompensieren und gleichzeitig die Hoffnung geweckt, die Gratwanderung mit dem Ertragen der Schmerzen noch einige Zeit in vertretbarer Konstitution durchhalten zu können.

Eine lange letzte Reise ins Rheinland kam daher schon auf dem Rückweg nach Dresden zur Sprache. Geleitet von der Devise 'Solange es geht, es sich aushalten läßt' sollte Mutter ihren Sehnsüchten und Wünschen von Anfang an folgen. Kontakte zu Freunden pflegen, Konzerte besuchen, sich gute Mahlzeiten leisten, noch einmal die ganze Palette ihres geliebten Lebens genießen.

Ich führe nach einem Weilchen wieder nach Hause, doch wir wollten täglich morgens und abends miteinander telefonieren, das Erlebte und das Wie-weiter besprechen.

Fünf Tage nach der einen Fahrt begann unsere nächste. Die freudige Aussicht auf ihr kleines Paradies Rheinland ließ Mutter die Reise Strapazen klaglos ertragen. Himmelfahrtstag.

Der war irgendwie passend. Ihre Spannung stieg schon in Hessen von Kilometer zu Kilometer und entlud sich beim Passieren des Grenzschildes zu Rheinland-Pfalz in einem jubelnden Ausbruch des Glücks. Die Freudentränen schwammen auch mir in den Augen. Insgeheim hatte ich in meiner Sorge an dieser eiligen Rückkehr gezweifelt.

Bald saßen wir an ihrem Tisch und beim Anblick der Wohnung überdeckte eine plötzliche Traurigkeit Mutters Freude. Wieviel Mühe hatte sie sich mit dem Aussuchen der Möbel gegeben, wie liebevoll mit Bildern und anderen Accessoires ihren vier Wänden Behaglichkeit eingehaucht. Sie schaute sich um und konnte den Gedanken, das alles aufgeben zu müssen, nicht länger verdrängen.

Ich war froh, daß Mutter dieses Thema gleich ansprach. Sie stand vor der Wahl, das Auflösen der Wohnung später mir zu überlassen oder es während ihres Aufenthaltes selber zu tun.

Ersteres lag ihr fern; ich sollte mich nicht doppelt belasten. Wenn sie sich hier und per Telefon mit mir abstimmen könne, käme sie wahrscheinlich zurecht, und indem wir das planten, verflogen die Trübseligkeiten.

Lag dem ein tieferes Einsehen zugrunde? Ganz ohne Zweifel. Mutters abnehmende Kräfte ließen eine selbständige Alltagsbewältigung über kurz oder lang nicht mehr zu, sie wäre vermehrt an Hilfe gebunden, und für eine umfassende Pflegebetreuung kam auch von ihr aus nur Dresden in Frage. Das Rheinland hatte seine Bestimmung erfüllt.

Es zeugte von Demut und seelischer Größe, einen Verlust hinzunehmen, dessen Dimension wegen der innigen Verbindung mit den liebwerten Menschen, des im Herzen wurzelnden Lebensgefühls nur schwer zu erfassen ist, und daraus noch neue Zuversicht abzuleiten. Ihre selbstgestellte Aufgabe war wie ein Ausklang für Mutter, das Lebewohl verlor durch sie seinen Schrecken.

Was hier in glücklichen Jahren gewachsen war, konnte kein Abschied zerstören.

Relativ ruhig trat ich die Heimreise an und schwankte zwischen Erleichterung und schlechtem Gewissen, in einem eigentümlichen Widerstreit der Gefühle. Wir hatten das Wesentliche besprochen, was aber in Gänze auf Mutter zukommen würde, war ungewiß.

Vor diesen Problemen fuhr ich buchstäblich davon. Das hieraus resultierende Unbehagen schlug schnell in Erleichterung um. Der Grund war derselbe. Und je leichter mir wurde, desto mehr plagte mich mein Gewissen.

Das Lösungswort für dieses Hin und Her hieß Verantwortung. Mutters Problemen konnte ich scheinbar entfliehen, meiner Verantwortung nicht. Der innere Handlungsdruck, etwas für sie zu tun, blieb erhalten, doch daneben entfaltete sich nach den intensiven Wochen zu zweit ein drängendes Ausgleichsbedürfnis, die Gier nach eigenem Leben. Verwerflich? Wohl kaum. Mehr noch nehme ich an, daß Mutter einen ähnlichen Drang in sich verspürte - sonst hätte sie meine Abreise nicht so gut verkraftet - und dieses Verlangen gestand ich ihr und mir zu.

Unabhängig davon galt es, Probleme zu lösen. Weder das Gefühl der Erleichterung, noch ein größerer Freiraum des Lebens durften meine Verantwortung in den Hintergrund schieben. Daran erinnerte mich das schlechte Gewissen, auch wenn es mit meiner Ankunfts meldung verschwand.

Das abendliche Kurkonzert stand auf dem Programm, Mutter warf sich wie üblich in Schale. Aufgekratzt spekulierte sie, der Kapell-

meister könne nach einem Wunschtitel fragen, und ihren Lieblingswalzer wollte sie unbedingt hören. Hoffnungen dieser Art wurden selten enttäuscht. Dementsprechend zufrieden war sie noch morgens, obgleich eine unruhige Nacht hinter ihr lag.

Der Rücken tat ungewohnt weh. Sie schob es auf das andert-halbstündige Sitzen am Abend. Das hielt ich für möglich, bat sie aber, die Wirkung der Schmerzmittel ein, zwei Tage genau zu verfolgen, und wie sich herausstellte, wirkten sie nur noch vermindert. Das Aushalten der Schmerzintervalle geriet zur Tortur. Ein Arztbesuch war dringend geboten.

Verwundert über ihre Leidensbereitschaft ordnete der Onkologe eine Schmerztherapie auf Morphin-Basis an, und einsichtig fügte Mutter sich drein. Das fruchtete und stabilisierte kurzzeitig die Lage.

Weniger gut ging es mit der Wohnung voran. Der Plan, auf eigene Faust einen Nachmieter oder Komplettkäufer der Möbel zu finden, uferete langsam zur Anstrengung aus.

Das erfreuliche Gegenstück zu diesem Schlamassel bildeten meine haßliebevollen Berichte über den Job als Vertreter, der mir kein süßes Leben versprach, mich jedoch - mit dem nötigen Un-ernst betrieben, durchaus längerfristig - finanziell leidlich selbstständig machte, was mir eine Last nahm und ihr eine Sorge.

Meine sonstige Aufbauhilfe bestand aus geduldigem Zuhören mit dem Schwerpunkt am Morgen. Gleich nach dem Aufstehen reden zu können, tat Mutter gut. Der Verlauf ihrer Nacht wurde besprochen, und es durften in Vorbereitung des Tages selbst seniorale Beziehungsprobleme oder richtiger 'Weiberkram' sein.

Mitte Juni deuteten sich in der Wohnungssache endlich Lösungen an, die Mutters Aufwand begrenzten. Ihr Unternehmungsgeist erhielt wieder Schwung. Allerdings zwang ihr der Körper häufige Auszeiten auf. Um trotz der grassierenden Schwäche handlungsfähig zu sein, mußte sie versuchen, seinem Rhythmus zu folgen. Ruhen, wenn er Ruhe verlangte, etwas tun, sobald sie bei Kräften war. Vielfach glückte ihr das. Darüber hinaus tat sie sich mit dem Anpassen schwer, denn die Reaktionen des Körpers auf den wuchernden Krebs und das Morphinpräparat erreichten rasch ein neues Niveau.

Eins kam nun für Mutter zum anderen. Am heftigsten spielte ihr Wasserhaushalt verrückt. Die Schleimhäute trockneten aus, im Gewebe sammelte das Wasser sich an. Atmung und Stuhlgang wurden behindert, im Leib wuchsen Druck und Völlegefühl. Zum Entzug des Gewebswassers bekam sie Tabletten, für Stuhlgang und Schleimhäute sollte sie möglichst viel trinken. Abführmittel verschrieb man ihr obendrein. Das Trinken verstärkte ihr Völlegefühl, die Abführmittel entzogen den Schleimhäuten das Wasser, doch zu trinken kostete sie Überwindung. Wir redeten, rästelten und drehten uns tagelang hilflos im Kreis. Im unseligen Wechselspiel der Effekte gingen Erfolgserlebnisse unbemerkt unter. Mit baldigen Folgen.

Der angestaute nervliche Druck suchte und fand ein Ventil. Nach einer katastrophalen Nacht begann Mutter bei meinem Anruf zu weinen. Das erwischte mich kalt. Ich weiß nicht mehr, was ich stammelte, aber meine Worte beruhigten sie. Ein Gefühl, ersticken zu müssen, begleitet von häßlichen Phantasien und jäh einsetzenden Schmerzen, hatte sie aus dem Schlaf schrecken lassen und eine panische Angst ausgelöst, von der sie erst am Telefon nach und nach loskam. Nachts bei mir anrufen wollte sie nicht. So ein Unsinn! Ich verlangte das ausdrücklich von ihr, tröstete, Angst zu haben sei sicher nicht ungewöhnlich, dazu gehöre auch einmal zu weinen, das könne guttun, doch dann müsse sie sich einen Ruck geben, es kämen ja wieder bessere Stunden, erträglichere, schönere ...

Ziemlich dürftig, mit Abstand betrachtet, aber ich bin kein Psychologe und ich glaube, daß mein Gefasel ihr half. Besser jedenfalls, als das vom Arzt aufgeschriebene Beruhigungsmittel, denn die folgende Nacht verlief nur unwesentlich anders, und erst als Mutter mir davon erzählte, trat Beruhigung ein. Ich wollte ihre Gefühle ergründen, fragte, was ihr durch den Kopf ging in den Minuten der Angst. Sie fürchtete, ihr könne nachts etwas zustoßen und sie wäre allein. Die Antwort hatte ich so nicht erwartet. Konnte ich gegen diese Angst helfen? Meiner Meinung nach würde sich der jetzige Zustand nicht unmittelbar dramatisch verschlechtern. Ihr Onkologe bestätigte das.

An der für Mitte August geplanten Heimreise hielt Mutter daraufhin fest und hatte sich anscheinend gefangen. Ein besseres Gegensteuern mußte ihr dennoch gelingen. Sie neigte unter dem Einfluß ihrer Probleme dazu, Negatives gegenüber Positivem vordergründiger zu beachten. Ich hoffte dagegen, sie könne sich um einen aktiven Ausgleich bemühen. Das legte ich ihr noch einmal ans Herz. Die Häppchentaktik hatte sich doch bewährt. Jetzt war das Finden der kleinen Lichtblicke ebenso möglich. Wir durften die Eindrücke und Erlebnisse des Tages nur nicht gedankenlos übersehen, sondern mußten eine Einordnung und Bewertung versuchen, die mehr Plus als Minus ergab.

Die Kleinigkeiten erhielten wieder Gewicht. Jammerte Mutter zum Beispiel über den nachlassenden Appetit, schwärmte ich von ihrem Möhren-Apfel-Salat, und am Abend erfuhr ich vom Einkaufen, Zubereiten und wie gut er geschmeckt hat. Ich lobte sie und hätte gerne gekostet.

Ein entscheidender Faktor für die Bilanz eines Tages war der Umgang mit den Begleiterscheinungen des Krebses und der Medikamente. Die häuften sich zu einem riesigen Negativpotenzial.

Andererseits gehörten sie zu Mutters Erkrankung dazu und der mit Herz und Verstand gefaßte Entschluß, den Krebs zu erdulden, sollte ihr die Möglichkeit geben, diese Auswirkungen als erwartet, ja, gewissermaßen normal anzusehen, um ihnen den negativen Status zu nehmen. Theorie: eins.

Sie probierte das auch, doch wie gut sie Schmerzen und Schwäche verwand, die übrigen Verweigerungen des Körpers nervten gewaltig, und das war mehr als normal. Also bedurfte es in unseren Telefonaten jedesmal neuer Feinarbeit.

Reichlich vier Wochen lang blieben uns größere Aufregungen erspart. Das Belastende dieser Zeit lag in der schleichenden Verstärkung der Schmerzen. In Abstimmung mit dem Onkologen variierte Mutter die Zusammenstellung und Dosis verschiedener Schmerzpräparate, scheute sich vor mehrfachen Steigerungen und hatte am Ende keine andere Wahl.

Ihr Problem mit den Nebenwirkungen eskalierte erneut. Gezeichnet von einer Atemnot-Angst-Attacke rief sie mich mitten in der Nacht an. Sie konnte kaum sprechen. Schnappte nach Luft am weit aufgerissenen Fenster, wollte trinken und traute sich nicht.

Ich sah dieses Bild, das sie weinend beschrieb, quälend vor mir entstehen, hätte sie in den Arm nehmen müssen und war nicht da, konnte wieder nur reden. Reden! Mir wurde in jener Nacht klar, daß zu reden nicht länger ausreichen würde. Einige unbeachtete Zwischentöne aus Gesprächen der vergangenen Tage heizten spät mein Gewissen an. Mit Worten ließ sich der Berg aus Problemen immer schwerer durchdringen. Meine Verhaltenstheorien waren zu kompliziert.

Gegen die vom Alleinsein begünstigten Ängste half nur ein einfacher, aber starker Impuls: Meine Anwesenheit. Mutter brauchte mich an ihrer Seite. Schon lag mir der Satz 'Ich hole dich heim' auf den Lippen, doch ich hielt ihn zurück.

Einen endlosen Moment lang umging mich die Ahnung vom Beginn unserer letzten Etappe und ich fühlte mich der Verantwortung nicht mehr gewachsen. Wie schlimm würde alles noch werden? Wie sollte ich ihr Hilfe und Sicherheit geben, wo ich selbst verunsichert war? Ich wälzte den erlösenden Satz durch meine Gedanken und begriff erst, als Mutter ihn aussprach, daß die Erlösung uns beide betraf. Nach ihrem 'Du mußt mich eher zurückholen' erfüllte mich mit einem Anflug von Scham große Erleichterung, weil sie mir half, ihr helfen zu können.

Sie hatte mit ihrem Wunsch den gedanklichen Abschied vom Rheinland vollzogen, sich dem Unausweichlichen endgültig gestellt, und sie nahm mir die Angst vor der verbleibenden Zeit. Das Ende schreckte sie nicht. Nur mit dem Durchstehen des Weges haderte sie. Je unerträglicher Mutter ihr Leiden empfand, desto weniger konnten rationale Argumente bewirken, umso bedeutsamer wurde es, nicht ihren Verstand zu erreichen, sondern vor allem ihr Herz. Die Ferne verhinderte das.

Drei Tage später, als ich auf meiner Luftmatratze in ihrer Küche schlief, war von Angst keine Rede. Ich denke, die Freude an meiner Nähe erzeugte ein Gefühl der Geborgenheit. Das machte für sie den Unterschied aus.

Mochte der Abschnitt unabhängigen Lebens gut und richtig gewesen sein, nun mußten wir wieder zusammenrücken, die schützende Wirkung des Beieinanderseins nutzen, dort anknüpfen, wo wir am Werbellinsee aufgehört hatten.

Von diesem inneren Einklang getragen, fuhren wir guten Mutes nach Hause. Mutter schlief auf dem Beifahrersitz mehrmals ein, und bis auf kurze Selbstgespräche und Seufzer im Schlaf, strahlte sie Ruhe aus. Eine Ruhe, die wir uns teilten. Das erscheint mir noch heute wie ein großes Geschenk. Ich konnte angesichts meiner Mutter eigentlich nicht akzeptieren, welche Spuren der Krebs hinterließ, welchen Raubbau an ihrem Körper er trieb in nur acht Wochen, nach denen ich bei ihrem Anblick einen Stich in die Seele bekam, mein Kopf mir einreden wollte, es wäre neben dem organischen Verfall genauso normal, dünn, faltig, und ausgezehrt auszusehen an Gesicht, Hals und Armen, wogegen der Leib quoll und quoll, und nicht verstehen, daß wir mit all den fragwürdigen Normalitäten so unaufgeregt leben konnten, obwohl sie uns ständig mit dem Tod konfrontierten.

Doch was sich damals unbewußt in uns abspielte, war wohl dem Miteinander unserer Seelen geschuldet. Es verlieh uns die Freiheit eines glücklichen Lebens im Bewußtsein des Todes, hielt Verzweiflung und Seelenschmerz lange Zeit von uns fern.

Daß ich Mutters Ansichten verinnerlicht hatte, legte einen wichtigen Grundstein dafür. Die Vorstellung, wir hätten uns an Differenzen zu ihrem Wohl und Wehe, an Zweifeln, Selbstzweifeln, Vorwürfen und Selbstvorwürfen zerrieben, dabei die Würde verloren und letztlich uns selbst, ist mir ein Graus.

Wir konnten die großen Klippen immer umschiffen. Ich kam ihr soweit wie möglich entgegen und sie zwang mich nie, über meinen Schatten zu Springen. Freilich passierte es bei zwei eigenen Köpfen, daß Meinungsverschiedenheiten sich nicht nur durch Anpassung klärten. Das galt auch und gerade nach unserer Rückkunft in Dresden.

Zwischen Arztbesuchen und Terminen im Außendienst, Einkäufen, gemeinsamen Mahlzeiten und Wochenendtouren, Hauswirtschaftsarbeit, teilweise mit Pflegecharakter, Anforderungen aus gescheiterter Ehe und Insolvenz, Krankheitsgesprächen mit seelsorgerischem Gespür, alter Direkt- und Gelassenheit, verständlicher neuer Dünnhäutigkeit, meinen Ansprüchen und ihren Wünschen nahm Mutters Leben in meinem von Tag zu Tag einen größeren Raum ein. Diese Gemengelage forderte kleinere Zwistigkeiten förmlich heraus.

Zum Glück kannten wir uns gut genug, mußten nichts auf die Goldwaage legen, geschweige denn, nachtragend sein, und der heimliche Schmerz verging mit einem versöhnenden Wort oder Lächeln. Ich lächelte aber lieber zur Begrüßung am Morgen. Bevor mich die Kunden erwarteten, hielt ich bei meiner Patientin Visite. Anfangs genügte das als erster Kontakt; wir riefen in der Frühe nicht extra an. Wollte sie jedoch ausführlicher reden und mir saßen die Termine im Nacken, mündete mein Aufbruch in Unmut und Frust. Das Morgentelefonat aus dem Bett führten wir deshalb schnell wieder ein, ohne auf meinen Besuch vor dem Start zu verzichten.

Nachmittags wartete Mutter auf mich, hatte mit Freunden und Geschwistern telefoniert, wenn es die Müdigkeit zuließ, Bekannte getroffen, für uns gekocht oder Kuchen geholt. Leichte Besorgungen in der Umgebung erledigte sie gerne selbst. Längere Wege zu ausgewählten Geschäften und der Getränkeanschub blieben mir vorbehalten. Wasser war wichtig, da brachte ich garantiert das richtige mit. Einige harsch bemängelte Fehlkäufe entlocken mir heute ein Schmunzeln.

Die Arbeitstage verliefen in diesem Schema stets ähnlich und abends leistete ich ihr zwei Stunden Gesellschaft. Der gewohnte Ablauf gab Mutter Orientierungspunkte, auf die sie sich freute. Ihr Liebstes blieben aber die Ausflüge an jedem Samstag und Sonntag. Wir suchten uns alte Ziele und neue, durchquerten gemächlich die Lieblingsorte in der Natur und sogen aus diesen heiter-besinnlichen Stunden eine tiefe Erfüllung.

Stärkere Schmerzen durch die Erschütterungen der Fahrt konnten Mutter nicht bremsen. Die befriedigenden Eindrücke waren ihr die Umstände wert. Außerdem, so lautete ihre Begründung, hätte sie ja die Woche über Gelegenheit, sich zu schonen; doch statt dessen kramte sie in ihrer Wohnung herum.

Sie nutzte meine Abwesenheit ausgiebig zum Sortieren in Kisten und Kästen, von Hausrat, Fotos und persönlichen Dingen. Ich ahnte, warum und sie gab es zu: Ordnung wollte sie mir hinterlassen. Ach, Mutter! Beschäftigungen positiverer Art wären besser. Tja, aber welche? Für sie war das eine sinnvolle Sache. Die Vergangenheit wurde aufgeräumt, nicht nur die Schränke.

Irgendwann folgte ich meiner kindlichen Regung und stöberte vergnügt einfach mit. Beeindruckend erschien mir ein Schriftstück aus ihren ersten Berufsjahren im Handel. Mit einundzwanzig prämierte man sie als Leiterin eines kleinen Geschäftes für eine Steigerung des Jahresumsatzes um sechzig Prozent. Dahinter konnte sich der Verkäufer in mir nur verstecken. Ich war so stolz auf meine todkranke Mutter.

Solche Momentaufnahmen eines friedvollen Lebens änderten nichts an der Tatsache, daß ihr Zustand kritischer wurde. Sämtliches Unangenehme nahm zu. Die Schmerzen, die Schwäche, der Leibesdruck, ihr trockenes Mißempfinden im Rachen, die neuerlichen Angst- und Beklemmungsgefühle. Ihre Leidensfähigkeit wurde auf eine harte Probe gestellt. Das Quälende erreichte phasenweise ein Ausmaß, an dem die Überzeugung zerbrach, es weiterhin aushalten zu können. Verzweiflung kam auf. Mutter wünschte sich erstmals laut, endlich zu sterben.

Erschrocken vermied ich eine direkte Entgegnung, sagte, sie würde sicher noch eine Weile durchhalten müssen und kämpfte gegen das Brennen in meiner Brust.

Der Wunsch jenes Abends, ich könne nachts nun in ihrem Wohnzimmer schlafen, den sie weinerlich wiederholte, als ich ihr das ausreden wollte, machte es für uns beide noch schlimmer.

Normalerweise dürfte ich ihr keine Anlässe geben, die den Streß steigerten, müßte mich dieser Wunsch freuen, weil darin eine Chance zur Linderung der nächtlichen Ängste lag; aber da war eine Barriere in mir. Ich hätte nur ja sagen müssen und konnte es nicht.

Hielt die eigene Angst mich zurück oder leitete mich ein Instinkt? Ich war mit der Situation überfordert. Mutter schien das zu spüren. Sie wüßte, ich wäre in meiner Wohnung ganz nahe, und sie würde nicht wieder fragen, relativierte sie ihre Bitte, nur heute solle ich bei ihr übernachten. Wirklich nur heute. Dadurch entkrampfte sie mich und ich stimmte zu.

Nachdem ich erleichterten Herzens mein Schlafzeug geholt hatte, trafen wir in aller Ruhe ihre Vorbereitungen für die Nacht. Der Sohn brachte die Mutter zu Bett. Die Erinnerung vieler Abende,

an denen es einst umgekehrt war, rieselte wie Sandkörnchen durch meine Haut. Und Mutters spürbar entspanntes Empfinden belohnte ihre nachgiebige Hartnäckigkeit.

Ich würde jeden Abend so lange bleiben oder nochmals herüberkommen, um sie ins Bett zu bringen. Versprochen.

Von unserem Kompromiß profitierten wir beide. Meine Teilnahme am Ausklang des Tages verhalf Mutter zu einem behüteten Übergang in die Nacht, deren Geister ihr weniger anhaben konnten, und ich hatte ein letztes Stück Abstand gewahrt.

Ein wichtiges Stück. Vernünftig ist diese Einschätzung nicht zu erklären. Vielleicht fürchtete ich einen Kontrollverlust, die ungewissen Folgen der weitgehenden Selbstaufgabe des eigenen Lebens oder das Eingeständnis meiner wachsenden Hilflosigkeit, denn unser Streben nach psychischer Stabilität wurde fortwährend zusätzlich unterlaufen.

Schmerzmittel hielten nicht ausreichend vor, Beruhigungsmittel wirkten in Mutters Darstellung als Beklemmungsauslöser, Abführmittel verursachten Sodbrennen und Übelkeit. Wir bezogen x-mal den Doktor ein, aber diverse Wechsel der Medikamente endeten ohne nennenswerten Erfolg.

Ende August überwies er Mutter erneut in ein Krankenhaus, dort sei man auf derartige Fälle spezialisiert. Das hörte sich hoffnungsvoll an.

Die Spezialisten bekamen die meisten Probleme letzten Endes recht gut in den Griff. Ich hätte nur etwas mehr Flexibilität und Einfühlungsvermögen von Beginn an erwartet. Man hatte es mit einer zum Sterben verdamnten Patientin zu tun, und sie kannte die Reaktionen ihres Körpers am besten. Bestimmte Maßnahmen lehnte sie rundheraus ab; aus Erfahrung oder weil sie nicht ihrem Willen entsprachen.

Das Eingehen auf Eigenheiten und Wünsche lief in den Augen der Ärzte auf ein Abweichen von der herkömmlichen Linie hinaus, es fiel ihnen schwer. An diesen Anlaufschwierigkeiten drohte alles zu scheitern. Mutters Trink- und Schluckprobleme waren bekannt. Warum sie nun statt der gewohnten Schmerzmittelkapseln schlecht schluckbare Tabletten verabreicht bekam, und wieso zur Sicherung einer besseren Magenpassage eine Sonde gelegt werden sollte,

nach unserer Ablehnung aber die angestrebte Verbesserung medikamentös herbeigeführt wurde, konnte ich nicht begreifen. Mutter schon gar nicht. Sie regte sich darüber auf. Trotzdem, nein, ebendeshalb warben sie und ich bei Krankenschwestern und Ärzten um mehr Verständnis. Immerhin hieß der Plan, ihr zu helfen und notgedrungen stellte man sich auf sie ein. Zaghafte Erfolge bestätigten uns.

Besuche von Schwester, Schwager, Enkeln und Wanderfreunden unterstützten den Aufwärtstrend. Ich hatte die Termine im Außendienst reduziert und beließ es unter mütterlicher Regie mehr bei häuslichen Themen. In Erwartung von Bettjacke, frischer Unterwäsche oder Apfelkompott sehnte Mutter mich ungeduldig herbei. Erfüllte Aufträge erhöhten die Freude. Langsam, ihrer Tagesform angemessen, spazierten wir jeden Nachmittag eine Runde. Der Spätsommer lockte, und ausgerechnet unser schönster Spaziergang führte zu weit. Zusehends schollen danach ihre Beine von oben bis unten säulengleich an. Irreparabel. Lymphdrainage minderte zwar das Spannungsgefühl, doch die Schwellungen blieben. Das schränkte die Bewegungsfreiheit ungemein ein. Ich machte mir Vorwürfe, Mutter winkte nur ab. Sie nahm es als willkommenes Zeichen für das nahende Ende.

Wieder verweigerte ich ihren Sterbebedanken die Zustimmung und ein wenig resigniert meinte sie, ich würde sie nicht verstehen. Aber sollte ich sagen, ja, du hast recht, bald wirst du sterben, obwohl ich das weder wußte, noch wollte?! Ich liebte sie doch! Mein ehemals klares 'Ja' zu Mutters Ansichten und Zielen stritt mit dem Wunsch, sie im Leben zu halten. Die Theorie wurde an der Praxis gemessen. Ich mußte also auch jetzt ihre Gefühle vor meine stellen, durfte in meinem aufkommenden Schmerz nicht vergessen, daß ich ihr beistehen wollte auf einem vorgezeichneten Weg durch das Leben, und daß der Tod ein Teil unserer Abmachung war. Auch die letzte Last mußte ich mit ihr teilen. Ich war Mutters engster Vertrauter, ihr einziger Sohn. Von mir erhoffte sie ein 'Ich weiß, daß es gut ist, ich lasse dich gehen.'

Erst später verstand ich, daß es nicht ums Sterben, sondern um Loslassen ging. Einen geliebten Menschen, der bereit ist, zu gehen, kann man ohne Schmerzen nicht halten, und mißverstanden zu werden tut weh, wie sich trennen zu müssen.

Mutter hatte mir ein Leben lang ihre Liebe geschenkt. Was ich ihr zurückgab, reichte nicht aus. Den eigenen Schmerz überwinden und ihren zerstreuen, sie loslassen, um ihr ein wirklicher Beistand zu sein - das war ich ihr schuldig. Ich liebte sie doch. Sie loszulassen war die beste Option.

Jedoch blieb mir dieser Punkt der Erkenntnis, in meinen Gefühlen gefangen, verborgen. Hier hatte sie mir wieder ein Stückchen voraus, aber diesmal war es allein eine Sache des Herzens. Sie folgte ihren Gefühlen und ich hörte noch zu sehr auf meine.

Erfreulicherweise hielt das Leben noch einmal Entlastung bereit. Abgesehen von den geschwellenen Beinen und den mit der Mundtrockenheit einhergehenden Beklemmungsattacken verringerten sich Mutters Beschwerden. Die zweieinhalbwöchige Arbeit der Ärzte und Psychologen zeigte Erfolg. Starke Pflaster am Rücken und ein Dutzend Morphin-Einheiten rund um die Uhr bekämpften die Schmerzen, sie empfand weniger Leibesdruck, aß mit mehr Appetit, ertrug alles ruhiger als bisher.

Ihr Zustand erlaubte es, und trotz aller Einschränkungen zog sie ein Leben zu Hause dem im Krankenhaus vor. Mir war das ebenfalls lieb, es würde schon klappen. Im Entlassungsbericht steht, sie fühle sich durch ihren Sohn ausreichend betreut. Dieser Satz besitzt doppelte Aussagekraft.

Bei aller Dankbarkeit für die Fortschritte: Mutter hatte sich dort oft einsam gefühlt, litt, wenn sie mit jemandem reden wollte, unter der höflichen Kühle des Personals, vermißte Vertrautheit und innere Nähe. So fehlte ihr auch an der vorgeschlagenen Betreuung in einer Tagespflege das Interesse. Die Zeit war zu kostbar geworden.

Daheim kramten und redeten wir, kümmerten uns umeinander, und draußen sicherte ein geborgter Rollstuhl die Mobilität.

In Anbetracht der Gesamtsituation, der Morphinüberschwemmung des Körpers mutete es wie ein Wunder an, daß sie nicht in Qualen und Nebel versank.

Mutter lebte für den Moment mehr denn je, aber die verordneten zehn Medikamente und ihre Willenskraft konnten das Übel nicht ewig bezwingen.

Anderthalb Wochen nach ihrer Entlassung blieb uns an einem Sonntag nur der Weg in die Notaufnahme. Der Leib war zum Platzen gespannt, Erbrechen und Schwindel ergänzten in fataler Weise Beklemmung und Angst. Sterbebedanken wurden wiederum laut und mir wurde elend.

Ich dachte immer, wenn der Tag einmal käme, könne ich irgendwie unseren Abschied verkraften, wäre am liebsten an ihrer Seite, würde stark sein für sie. Schmerzen klammerte ich dabei aus. Doch als ich sie nach ihrer Anweisung an den Arzt, auf lebensverlängernde Maßnahmen zu verzichten, alleinlassen mußte, war alles anders.

Eigentlich auf Stärke gefaßt, packten mich Kummer und Hilflosigkeit aus dem Hinterhalt wie zwei Tiger, und ich erreichte gerade noch meinen Flur, um in einen Strudel aus Tränen zu stürzen. Die Intensität wischte jede Beherrschung vom Tisch.

Was passierte mit mir?? Es war wie eine Metamorphose.

Überwältigt von dem unerwarteten Ausbruch fühlte ich mich erschöpft und befreit. Mutter meinte es ernst mit dem Sterben, ich durfte sie gegen ihren Willen nicht halten. Ihr Wunsch erschien mir in einem anderen Licht. In meinem Schmerz hatte ich den Punkt der Erkenntnis gefunden.

Richtig einordnen kann ich das erst heute. Die unliebsame Realität schmerzte die Seele, das versuchte ich innerlich lange zu leugnen, setzte stark sein mit der Verdrängung des Schmerzes gleich, und eben das war verkehrt. Schon der Ansatz war falsch. Ich mußte Mutter und mir keine Stärke beweisen.

Uns beiden den Abschied leichter zu machen, echtes Verstehenkönnen tat not. Und nur im Schmerz konnte ich ihr so nahe sein, um zu erkennen. Am Ende des Weges hatten mir Tränen die Augen geöffnet.

Der Montagmorgen sah Mutter in stabiler Verfassung. Sie hatte wegen der Unerträglichkeit der Symptome einer Infusion zugestimmt, die den Wasserbedarf ihres Körpers ausreichend deckte. Dem Notarzt und seiner Überzeugungsarbeit sei Dank.

Eine Hauptursache der besorgniserregenden Mißlichkeit war somit behoben. Entwarnung gab er aber nicht, und der Mangel an Energie fesselte sie bis zum Dienstag ans Bett. Deswegen wurde das Telefon umso mehr ihre Verbindung zur Welt. Ich rief stets vor dem Frühstück an, Mutter telefonierte bereits kurz danach. Zufällig erfuhr ich, daß sie in einigen der Anrufe Abschiedstöne durchklingen ließ. 'Alles von Wolke sieben zu sehen', darauf wartete sie.

Welche Bedeutung die jeweiligen Leute dieser Botschaft beimaßen, kann ich nur in einem Fall sagen. Ein lieber Freund aus dem Rheinland begab sich kurzentschlossen zu ihr auf den Weg. Sein übergroßer Respekt vor den Reisestrapazen hielt beider Bedürfnis nach einem Wiedersehen nicht stand. Mutter freute das sehr. Der Zug war pünktlich, die Abendstunde hatte die aufgestaute Vorfreude verdichtet, und als ich ihn in ihr Zimmer führte, erlebte ich ein berührendes Bild. Zwei Menschen, die ein zu kurzes gemeinsames Lebenskapitel noch einen Tag vorher geschlossen glaubten, reichte das Schicksal die Hand und vereinte ihre Herzen in einem Augenblick unbeschreiblichen Glücks. Was auch geschehen mochte, diese Sekunden würden sie miteinander verbinden. Das Besondere solcher Momente liegt in den einfachen Dingen, deren Wert sich die Menschen nicht immer bewußt sind. Lachen, Weinen, Freude erleben und jemanden haben, um Wärme zu teilen, das sind die Quellen der Kraft, daraus können sie schöpfen. Darin finden sie Trost.

Mutters Lebenswille blühte für ihren Freund noch einmal auf. Kleinere Ausfahrten hielt sie für möglich. Er wäre auch mit Besuchen im Zimmer glücklich gewesen, wollte sie nicht überlasten, doch das Körperliche sorgte mich weniger. Mir graute davor, daß sie sich freitags verabschieden mußten, und ich verbot meinem Kopf, das zu Ende zu denken, hoffte, die Beiden blieben von solchen Gedanken verschont. Dann unternahmen wir mit Mutter am Mittwoch eine kleine und am Donnerstag eine etwas längere Tour. Ich hatte von einem Hospiz gehört, uns zu einem Gespräch angemeldet. Ein Rundgang im Objekt gehörte dazu. Der ließ den einfühlsamen Umgang mit den Insassen erahnen, und keiner von

ihnen schien Schmerzen zu leiden. Die Aussicht, daß Mutter hier ein Abschiedsquartier finden könnte, dämpfte die Sorgen vor ungewissen Entwicklungen. Das wollten wir am Wochenende in Ruhe besprechen.

Später genossen wir Kaffee und Kuchen, bummelten abends, während Mutter wieder im Krankenhaus lag, durch die Stadt, sprachen über die vergangenen Monate, über das letzte Jahr, über ihr Leben. Das historische Dresden bot im Laternenschein einen würdigen Rahmen. Wir hatten ein gutes Gespräch und die Abschiedsgedanken darüber vergessen.

Schrillende Bahnhofsgeräusche holten mich am Freitag aus einem traumgleichen Zustand heraus. Der liebe Freund mußte in sein eigenes Leben zurück, der Zug stand bereit.

Die Aufwallung der Gefühle wirkte seit dem Morgen stark in uns nach und ich war froh, meine Empfindungen teilen zu können. Er nahm eine Liebe, einen Schmerz mit nach Hause und eine Gewißheit: Meine Mutter war tot!

Als ich nach einer furchtbaren Nacht auf ihren verzweifelten Sterbewunsch hin zum ersten Mal sagte, 'Ich versuche ja, dich zu verstehen...' ist sie eine halbe Stunde später gestorben.

Hatte nach meinem Einlenken nur noch das Frühstück im Sinn, sich, wie die Krankenschwester erzählte, von dem Süppchen sogar nachschenken lassen, und bei der einzig verbliebenen Lust ihr Leben vollendet.

Mein Herz stockte, mein Verstand setzte nach dem Anruf des Arztes beinahe aus, aber das überraschend schnelle und friedliche Ende versöhnte mich mit ihrem Tod.

Hört sich das abartig an? Ist es in Ordnung, daß ich nun aufatmete neben Trauer und Schmerz? Sie hatte wohl meine Worte als Loslassen verstanden, und so war es mir schließlich recht. Ihr sehnlichster Wunsch wurde erfüllt. Ich wußte sie von ihren Leiden erlöst und sah das Gute darin, auch für mich. Ich wußte um den Wert unserer gemeinsamen Zeit. Weil die Wärme jeder schönen Erinnerung einen Teil des Schmerzes in Liebe verwandelt, konnte aus einem Abschied ein Anfang entstehen.

Ich glaube, unsere Seelen haben an diesem Tag auch gelächelt, und hinter den Wolken wird Walzer getanzt.

EPILOG

Wäre ich meiner gesunden Mutter so nahe gekommen? Wahrscheinlich nicht. Diese Feststellung ist schmerzhaft und doch dominiert in mir ein Gefühl der Zufriedenheit. Ein komplexes Gefühl, welches aus meinem Verständnis des Geschehenen resultiert, das auch Bedauern und Dankbarkeit einbezieht.

Mutters langjährige Probleme mit den Blutdruckattacken, mein spätes Bestreben, ihr behilflich zu sein, die ersehnte Auflösung des Attackenproblems einhergehend mit der Krebsdiagnose, die mutmaßliche Heilung nach der Operation, unser enges Verbundensein bis über das Sterben hinaus, und parallel zu allem der Umbruch in meinem persönlichen Leben, entbehren nicht einer gewissen Dramaturgie. Alles nur Zufall? Vielleicht. Aber meine sonst mehr pragmatischen Erklärungsversuche greifen mir hier zu kurz. Ich vermisse den Sinn.

Viel interessanter und auf eine subtile Art sinnvoll erscheint jedoch folgendes. Wie lange hätten wir uns nach der erfolgreichen Nebennierenoperation die Nähe bewahrt, wenn ein Pankreastumor nie entdeckt worden wäre?

Ich denke, unser Leben hätte sich recht bald wieder in getrennten Bahnen bewegt. Für mich, wegen meiner speziellen Situation, zwar in neuen, für Mutter, abgesehen von meinem Dilemma, durchaus unbeschwert, doch es wäre auf uns bezogen oberflächlich, weniger wertvoll gewesen.

Wirkt da der mit einem Mal auftauchende Krebs - keine der vorangehenden Untersuchungen ergab einen Hinweis darauf - nicht wie eine Fügung? Gleichsam, als sollten wir die Chance auf ein richtiges Miteinander erhalten? Ja, und obwohl wir den höchsten Preis zahlen mußten, ich glaube, darin liegt sehr viel Sinn.

Und hierin liegt auch mein Bedauern. Daß es erst schwerwiegender Anlässe bedurfte, um die Liebe zu meiner Mutter mit Leben zu füllen.

Wenn ich die Zeit weit zurückdrehen könnte, würde ich bereits in normalen Tagen versuchen, weniger an mich, mehr an uns zu denken, von oberflächlicher Selbstverständlichkeit zu Bewußtheit und Tiefe zu finden, einfach mehr Liebe walten zu lassen.

Eineinhalb Jahre lang ist uns das gelungen. Trotz oder wegen des Krebses - wir haben intensiv und in unzähligen Momenten glücklich gelebt; so übertrifft die Zufriedenheit das Bedauern und es gibt gute Gründe, dankbar zu sein.

Dafür, daß das Leben uns Zeit gab und die Möglichkeit, sie zu nutzen, daß weder ein plötzlicher Tod mir die Mutter nahm, noch Siechtum sie quälte.

Das Dankenswerteste aber sind die Bemühungen der uns begleitenden Menschen. Denen, die es nicht bei Anteilnahme beließen, sondern teilnahmen an unserem Weg, bin ich herzlich verbunden.

In den letzten Monaten vor Mutters Tod wuchs eine liebe Frau in mein Leben. Als verlässliche Partnerin und umsichtiger Helfer in praktischen Dingen, ging sie beim Mittragen der Last bis an ihre Grenzen, zerstreute als tröstlicher Sonnenstrahl meinen Gram. Sie trug auch die Liebe mit, sie teilt sie mit mir.

Ach Mutter, ich war gerne dein Sohn, und du weißt mich in guten Händen bei ihr. Euch beiden danke ich aus tiefster Seele, euch widme ich dieses Buch.

Meinem Engel im Herzen, der Sonne in meinem Leben.